April
1955



DER MARIENBOTE

Geweihtes Wasser - Erlöste Menschheit

„Es steige herab in diesen vollen Born
die Kraft des Heiligen Geistes!“

(Aus der Präfation zur Taufwasserweihe)

„Nie habe ich das Wasser ohne tiefe innere Ergriffenheit betrachtet“, sagte einmal die heilige Theresia von Avila. Das Wasser in all seinen Formen, in seiner Gewalt und in seinem lockenden Rufen, in seiner dunklen Unergründlichkeit und in seiner reinigenden Kraft. In der heiligen Osternacht trägt die Kirche dieses Urelement in den Raum des Gotteshauses, vor die geweihte Osterkerze, die Sinnbild Christi, des Auferstandenen Herrn ist. Der Priester tritt an den Brunnen heran, betet und singt eine uralte Weihepräfation und hebt mit bedeutungsvollen Zeichen das Wasser aus seiner Unerlöstheit heraus. Es wird schönstes, sprechendes Sinnbild der Kirche selbst, die in bräutlicher Fruchtbarkeit ihre Kinder zum Leben für Gott gebiert.

Weil Sinnbild der Kirche, wird das Wasser auch Gleichbild jener, die in Christus uns allen Mutter geworden ist. Es wird Gleichbild der makellosen Braut und jungfräulichen Gottesmutter Maria. Die große Taufwasserweihe in der heiligen Osternacht trägt irgendwie geheimnisvoll die Züge der Heilsbotschaft, wie sie verkündet wurde in Nazareth. Der Bote Gottes berührt mit zarter Hand die keusche Flut, und aus ewiger Ferne kommt der erwählten Braut das Grußwort Gottes entgegen: „Gegrüßt seist du, Gnadenvolle! Der Herr ist mit dir! Du bist gebenedeit unter den Weibern!“ Die stille Oberfläche ihrer Seele gerät in Bewegung. Das leise Zittern setzt sich fort, bis es weiterschwingend den äußersten Rand erreicht hat und vorgedrungen ist bis auf den heimlichen Grund ihres Herzens. „Sie erschrak und dachte nach, was dieser Gruß bedeute.“ Der Bote Gottes aber gießt das heilige Öl des Friedens aus, daß wieder Stille sei, wenn der Herrgott sein Werk tut. „Fürchte dich nicht, Maria! Denn du hast bei Gott Gnade gefunden.“ Und dann spricht der Engel Gottes von einer Last, die das Meer aufnehmen und tragen soll. „Siehe, du wirst empfangen und einen Sohn gebären. Du sollst ihm den Namen Jesus geben. Dieser wird groß sein und Sohn des Allerhöchsten genannt werden. Gott, der Herr, wird ihm den Thron seines Vaters David geben. Er wird ewig herrschen über das Haus Jakob, und seines Reiches wird kein Ende sein.“ Nun hat die Erwählte nur noch eine Frage, in welcher sich die große Sehnsucht zum gottgeweihten Leben offenbart. „Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ Der Engel Gottes zeichnet mit sicherem Griff die Linien. Kraft höchster Sendung beseitigt er jede, auch die letzte, leiseste Unruhe: „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten. Deshalb wird auch das Heilige, das aus dir geboren wird, Sohn Gottes genannt werden.“

Nun hat die Braut des Herrn keine Frage mehr. Die Flut öffnet sich: „Ich bin eine Magd des Herrn. Mir geschehe nach deinem Worte.“ Der Geist Gottes senkt sich nieder und ergreift ihr innerstes Wesen. „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns sein Zelt aufgeschlagen.“ Der Menschheit ist neues Leben geschenkt, in Maria, die durch die Gnade Gottes Mutter ward, geheimnisvolle Hülle und fruchttragender Schoß für den ewigen Sohn des Vaters.

So steht die Mutter auch heute noch im Raum der Kirche in der heiligen, gnadenvollen Osternacht. Wir beschwören die Heiligen des Himmels und rufen sie herein in unseren Kreis. Der Mutter Gottes gilt der erste Anruf. Die erlösten Glieder der Kirche stehen im weiten Rund um die Osterkerze, die sich im Geweihten Wasser spiegelt. Maria steht dabei, dem Gekreuzigten und Auferstandenen zunächst weil sie um Christi willen die erstberufene Braut und Mutter ward und auch als erste durch Christus vor Gott vollendet ist.

P. Stephanus Amon O.S.B.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

23. Jahrgang April 1955, Battleford, Sask. No. 7

Lobpreis auf Ostern

O wahrhaft festlicher Tag, o wahrhaft selige Nacht!
O Adel des Jahres, o Zierde des Monats,
O Stärke der Tage, o Glanz der Stunden!
Du Nacht, in welcher die Unterwelt entvölkert ward
Und aufgetan ward das Paradies!
O Licht der Gnade, o Glanz der Herrlichkeit,
O Becher voll Süße, o Strom der Wonnen!
In dieser Nacht ließ der Quäler ab; aufhörte sein Tribut;
Die Gefangenen wurden zurückgegeben, die Müden atmeten auf.
Im Glanz dieser Nacht ist das Paradies wieder erblüht,
Die Himmel haben sich gerötet, die Engel in Weiß gewandet,
Die Menschen wurden von Fröhlichkeit erfüllt,
Christus der Herr ging hinüber von dieser Welt zum Vater,
Vom Tod zum Leben, von der Niedrigkeit zur Herrlichkeit,
Vom Knechtesdienst zur Königsherrschaft, von der Schmach zur Ehre,
Aus den Fluten der Welt zum Hafen des Himmels,
Vom Hängen zwischen den Räubern zum Sitzen beim Vater.
Auch wir sind hinübergegangen, denn unser „Pascha“ ist Christus,
Als unser „Hinübergang“ ward er geschlachtet.
Wohin sind wir hinübergegangen? Aus welcher Ferne sind wir gekommen?
Aus doppeltem Verderben gingen wir über zum doppelten Heil
Des Leibes und der Seele: Vom Teufel zu Gott,
Vom Feinde, der weder Gott ist noch Mensch,
Zu unserem König, der Gott und Mensch ist zugleich.
Hinübergegangen sind wir von der Finsternis zum Licht,
Von der Müdigkeit zur Ruhe von der Trauer zum Gesang,
Von der Nacktheit zum Bekleidetsein, von der Armut zum Reichtum,
Von der Schuld zur Gnade, von der Strafe zur Herrlichkeit.

Rupert von Deutz

OSTERN

vom Schriftleiter

Nun jubeln alle Herzen und alle Glocken klingen: Der Heiland ist erstanden! Was diese Osterbotschaft so eigentlich bedeutet, bleibt Rätsel dem Verstand des nur irdisch denkenden Menschen, und auch das Herz kann es nicht fassen. Nur der Glaube in Demut und Gottes Gnadenglut in fastengereinigter Seele kann in uns wecken jene freudige, jene unbeschreibbare Erregung, die den Heiligen, die den Frommen, die den bekehrten Sünder ergreift, wenn es Ostern wird.

Alleluja! Nun wissen wir wieder einmal, daß Gott uns gut ist! Wir haben es ja schon immer gewußt — aber nicht so wie heute! Wir haben es gewußt mit der Kenntnis, die wir aus dem Katechismus genommen, aus Büchern und aus Predigten. Heute jedoch, an Gottes großem Gnadentage der Ostern, weiß der Mensch von Gottes Güte mit dem Wissen der Gabe des Heiligen Geistes! Mit einem Empfinden, das nicht aus unseren Herzen geboren, das nicht rein menschlich ist und nicht von dieser Erde stammt. Wer Gott lebt und wer Gott liebt, wer Ihn so liebt, daß er mit dem Gekreuzigten die ganze Fastenzeit hindurch und darüber hinaus durch alles Beten, durch alles Lieben, Opfern Leiden und Sterben geht, der kommt auch zur geheimnisvollen Teilnahme an der Osterfreude des Herzens Jesu, des für uns Menschen Gekreuzigten und Auferstandenen!

Alleluja! Wie glücklich doch der Mensch, der nicht nur glaubt, der da aber lebt das Kreuz Christi! Der sich seinem Gotte zugetan mit ganzem Herzen, aus ganzer, ungeteilter Seele, aus seinem ganzen Gemüte und aus allen seinen Kräften. Wie glücklich doch der Mensch, dem die Kreuzesgnade des Gottessohnes alles ist: Sehnen und Streben, Lieben und Sterben und höchstes Gut und wichtigste Habe. Ihm kommt, was die Gnade jedem geben möchte. In ihm zündet Gottes Gnadenleben, in seiner Seele entflammend die geheimnisvoll beseligende Glut der Liebe und der Freude des auferstandenen Gottessohnes. Ja, wie der Sonne Licht und Wärme jetzt zur Osterzeit über alle Frühlingsweiten der Erde sich ergießt, so flutet aus dem Herzen des Erlösers göttliches Leben in die Herzen der Treuen, und sie werden wirklich und wahrhaftig „teilhaftig der göttlichen Natur", teilhaftig des göttlichen Lebens und Liebens und göttlicher Seligkeit. So wie alles jetzt im Lenz teilhaftig wird der Kraft und des lebenerwachenden Lichtes der Sonne.

Es gibt kein christliches Osterfest ohne volle Teilnahme am Kreuze Christi, wie es die Fastenzeit uns predigt und deren Frucht dann die Fülle des Lebens der Gnade in uns ist. Leben ist die Gnade und Unruhe, nicht totes Gut und Ruhe. Wo sie „von den Seinen" aufgenommen wird, da wirkt sie und da ackert sie und wirft die Scholle von unten nach oben und von oben nach unten, bis vergraben liegt alles Begehren des Fleisches, der Augen und des Stolzes und bis ganz oben liegen, im vollen Lichte göttlicher Begnadigung, die Keime unserer Ähnlichkeit mit Gott und Seinem Leben.

Wenn das mit uns geschieht, dann wissen wir wieder, wer wir eigentlich sind und wozu wir Leben empfangen haben, und mit dem Leben die Kraft zu lieben. Wenn das mit uns geschieht, dann ist es Ostern in uns: Auferstehung des Geistes, der da in uns ruft: Abba! Vater!

Wo aber dieser Geist in uns ruft, anbetend und liebend nach dem Vater, da bleibt die Auferstehung in unserem Herrn Jesus Christus — und Sein Leben ist ewig, Ihm und den Seinen!

So sagt es uns in liebender Osterbotschaft die Heilige Schrift im zweiten Brief des hl. Petrus:

„Seine göttliche Macht hat alles, was zum Leben und zur Frömmigkeit dient, geschenkt, da wir so zur Erkenntnis Dessen gelangten, der uns in Seiner Herrlichkeit und Macht berufen hat.

„Dadurch hat Er uns die kostbarsten und größten Verheißungen geschenkt, damit ihr durch sie der göttlichen Natur teilhaftig werdet, wenn ihr euch vor den verderblichen Gelüsten der Welt bewahrt.

„Deswegen wendet allen Fleiß an und betätigt in eurem Glauben die sittliche Tatkraft, in der sittlichen Tatkraft die Erkenntnis, in der Erkenntnis die Mäßigung, in der Mäßigung die Ausdauer, in der Ausdauer die Frömmigkeit, in der Frömmigkeit die Bruderliebe und in der Bruderliebe die Liebe überhaupt.

„Wenn diese Tugenden in reichem Maße bei euch vorhanden sind, so wird der Erfolg und die Frucht die volle Erkenntnis unseres Herrn Jesus Christus sein.

„Bei wem das allerdings nicht zutrifft, der ist mit Blindheit geschlagen. Er hat vergessen, daß er von seinen früheren Sünden (durch Jesu Leid und Kreuz) gereinigt worden ist.

„Setzt darum, Brüder, alles daran, daß ihr eure Berufung und Auserwählung durch gute Werke sichergestellt. Tut ihr dies, so werdet ihr nie zu Fall kommen. Vielmehr wird euch der Eingang in das ewige Reich unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus freigebig gewährt."

Einst gebar die Jungfrau Dich - jetzt gebiert das Grab Dich neu

von Professor Dr. Ignaz Backes – Trier

Eine alte Sage erzählt vom Wundervogel Phönix. Dieser Adler lebt länger als die übrigen Vögel. Wenn er aber nach Jahrhunderten seine Kraft ermatten fühlt, fliegt er zur Sonnenstadt nach Ägypten. Dort baut er sich ein Nest aus den Stauden des Weihrauchs, der Myrrhe und anderer wohlriechender Kräuter. Dann entzündet er es am Feuer der Sonne und verbrennt mit ihm. Aber aus der Asche entsteht ein neues Lebewesen; Flügel wachsen ihm und schließlich steigt jugendfrisch in neuer Kraft der Phönix wieder empor.

In Zeiten da alle Welt von solcher Naturgeschichte überzeugt war, sahen katholische Christen in der Neugeburt des Phönix aus seiner Asche ein Sinnbild der christlichen Auferstehung. So schrieb im 4. Jahrhundert nach Christus ein Sohn des Trierer Landes, der heilige Ambrosius, der später Bischof von Mailand wurde: „Dieser Vogel lehrt uns sogar durch sein Beispiel die Auferstehung der Toten zu glauben, da er, ohne ein Vorbild zu haben und ohne das, was er, tut, zu verstehen, sich selbst die Symbole der Auferstehung bereitet."

Wir Christen erwarten die Auferstehung der Toten als eine Art neuer Geburt aus dem Grabe. Nicht als ob stoffliche Überreste Leben erwecken könnten. Auch die Sonne am Himmel kann kein Leben erzeugen. Unser Geist, der vom Körper so sehr abhängig ist, hat, wenn er sich im Tode vom Leibe getrennt hat und selbständig weiterlebt, doch nicht mehr die Kraft, einen neuen Leib zu formen und zu beleben. Erst recht vermag unsere Seele nicht, in ihrem Leibe ein Leben zu beginnen, das in einer neuen und vollkommeneren Weise geführt wird und ewig dauert.

Ein solches neues und höheres Leben gewann Jesus Christus in seiner Auferstehung. Am Karfreitag wurde sein kalter, lebloser Leichnahm ins Grab gelegt. Aber zu Staub und Asche zerfiel er nicht. Im Dunkel der Felsenkammer weckte der himmlische Vater in der Nacht zum dritten Tage ihn auf und bildete nach seinem Bilde den neuen Menschen, dessen innerer Gottesglanz vom Geiste auf den ausstrahlte und über den Körper verklärend sich ausbreitete. Die Geburt aus dem Grabe geschah an dem, der den Schoß der Jungfrau nicht verschmäht und von der menschlichen Mutter aus Adams Geschlecht einen dem Tode verfallenen Leib empfangen hatte. So folgte der Geburt aus der jungfräulichen Mutter, die ihm den irdischen und sterblichen Leib gegeben, der Todessieg. Und dann brach der Sieger

aus dem verschlossenen Grabe in einem verklärten und unsterblichen Leibe hervor. Ein Osterlied unserer heiligen Kirche singt daher:

„Einst gebar die Jungfrau dich,
jetzt gebiert das Grab dich neu.“

Der Hymnus fährt also fort:

„Wenn mit dir wir sind begraben,
heißest Du uns auferstehn.“

Die Auferstehung des Herrn aus dem Grabe ist nämlich das Vorbild unserer eigenen Auferstehung. Christus setzte als Erstgeborener von den Toten den Anfang für seine Brüder. Unser Körper, der jetzt noch der niedrigen Erde zugehörig ist, wird dem herrlichen Leibe Christi nachgestaltet werden.

Mehr noch. Durch Christus, den von den Toten auferstandenen Herrn, den Mittler zwischen Gott und den Menschen, strömt die neue Lebenskraft in uns ein. Seine mächtige Stimme wird die Toten aufwecken, sie aufhorchen lassen und aus den Gräbern hervorrufen. Sogar solche, die ihm den Gehorsam des Glaubens zu leisten sich weigerten, bringt er in ihr Leibesleben zurück und zwingt sie, vor seinem Richterstuhle zu erscheinen. Die Seinen aber trägt der göttlich Erstandene auf Adlerschwingen zu seinem Lichte empor, so daß alles, was an ihnen dem Leiden und dem Tode, dem Unheil und der Sünde ausgeliefert war, in dieser Sonne der Gerechtigkeit durch die Glut des Heiligen Geistes verbrennt.

Das Feuer dieses Geistes glüht aber jetzt schon verborgen in uns. Denn in der heiligen Taufe, die der auferstandene Herr seinen Aposteln gab, ist er selber durch den Dienst der Kirche an uns herangetreten und hat uns getauft im Feuer des Heiligen Geistes, seiner kostbarsten Gabe für die Menschen. Damals wurden wir geheimnisvoll mit Christus begraben und von dem Tode der Sünde Adams aufgeweckt, um mit unserem Herrn Jesus Christus im neuen Leben zu wandeln.

Als noch schwache Pflänzlein wurden wir in das Gleichbild des Todes Christi eingesenkt. Aber der Herr gab seiner Pflanzung das Wachstum im Wehen seines Heiligen Geistes. Der siegesgewaltige Held stärkte unsere Schwachheit im Sakrament der heiligen Firmung. Täglich erneuert er in uns die Kraft des neuen Lebens, wenn wir das Geheimnis seines Todesopfers mit ihm erneuern und uns nähren von dem verklärten Fleische des zu unvergänglichem Leben Erstandenen. Denn wer sein Fleisch ißt und sein Blut trinkt, den wird er auferwecken am jüngsten Tage.

Erfüllt von solchem Leben göttlichen Geistes heben seit der Auferstehung des Herrn von den Toten seine Gläubigen durch die Jahrhunderte immer wieder an, sich und die durch die Sünde veraltete Welt zu erneuern. Geist und Körper, Gesundheit und Krankheit, Werkstätte und Wohnung, Familie und Volk, Vaterland und Fremde sollen teilhaftig werden des Lichtes und des Lebens, des Friedens und der Freude, die Christi Auferstehung gebracht hat.

Freilich müssen wir es tief bedauern, daß frühere Geschlechter und auch unser eigenes nicht immer sich eingetaucht wußten in die Herrlichkeit des Auferstandenen. Nicht nur vom Geiste Gottes lassen wir uns treiben. Daher all unsere bitteren Enttäuschungen und aschgrauen Trümmer. Aber wenn wir Christus bitten, seinen Heiligen Geist nicht von uns zu nehmen, dann ist der Auferstandene bereit, wegen seines Heiligen Geistes, der in uns wohnt, uns aufzuwecken, jetzt in unserm Geiste und einst auch in unserem Leibe. Christus selbst macht uns wieder zu neuen Menschen durch das heilige Sakrament, das er am Tage seiner Auferstehung den Aposteln anvertraute, da er sie anhauchte und ihnen sagte: „Empfanget den Heiligen Geist. Welchen ihr die Sünden nachlasset, denen sind sie nachgelassen.“

Österliche Freude neuer Geburt hat seit den Tagen unserer Kindheit der Herr im Bußsakramente uns oft geschenkt. In froher Dankbarkeit sagen wir daher mit dem Psalmisten dem Herrn: „Du hast mein Sehnen mit Gütern erfüllt und meine Jugend erneuert wie die des Adlers.“

OSTERZEIT

O wunderschöne Osterzeit,
Da aus den schon gelösten Banden
Der Lenz in lichter Herrlichkeit
Gleichwie der Heiland auferstanden.
Sieh hin, das frühe Veilchen blüht,
Und wo nach überwund'nem Zagen
Das erste Grün den Busch umzieht,
Hörst du die Drossel wieder schlagen.
Wohin du blickst, dich Wunder locken,
Davon die Ahnung dich durchdringt,
Wie sich beim Klang der Osterglocken
Die Seele aus dem Düster schwingt.

Eine fuer Alle

Aus dem Leben der Schwester

Berta Hummel

von Norah Smavidge

(Gekürzt aus „Our Family")



Es gibt vorlaute Bilder, genau so wie es vorlaute Menschen gibt. Vor beiden kann man fliehen, und man tut es auch. Es gibt aber Bilder und Menschen, die sind sehr still. Zu ihnen fühlt man sich hingezogen.

Auch unsere Bilderserie strömt diese geheimnisvolle Anziehungskraft aus. Es sind eigenartige Bilder. Der Philosoph Schoppenhauer hat einmal gesagt, manche Kunstwerke seien wie Könige: wir selbst dürften sie nicht ansprechen, sondern wir müßten warten, bis wir von ihnen angesprochen werden. Auch die einzigartige Schönheit dieser Hummel-Schöpfungen erschließt sich nicht jedem Beschauer auf den ersten Blick. Aber wer diesen Gestalten ruhig in die Augen blickt, wer sich im Geiste in jene Klosterzelle zurückversetzt, aus der sie geboren sind, der wird in seinem Herzen von ihrem Zauber angerührt werden.

Berta Hummel, die Zeichnerin unserer Bilder, wurde 1909 zu Massing an der Rott geboren. Von frühester Kindheit an hatte Berta ein offenes Auge für die Schönheiten Gottes weiter Natur und für ihre bayrischen Heimat. In ihren späteren Malereien begegnet uns immer wieder dieser Durchbruch der Kindheitserinnerungen. Ihre Familie war das beste Beispiel einer katholischen Familie. Der Vater hatte sein Lebensmotto an den Giebel des Hauses unter eine Statue der Mutter Gottes eingetragen: "Gott gebe jedem der mich kennt, zehnmal so viel als er mir gönnt." Mutter Hummel achtete auf die getreue Erfüllung der religiösen Pflichten ihrer Kinder. Diese lebten ihre Religion im wahrsten Sinne des Wortes. Gott war ihnen wirklich immer und überall nahe und man wandelte stets in seiner Gegenwart. Die Mutter Gottes wurde von den Kindern als Mutter verehrt und geliebt. Die Schutzengel waren ihre besten Freunde. Das Herz des Hauses war der Hergottswinkel. Hier knieten sie täglich im Gebet und fühlten so von früh auf den Sinn der Worte, daß die betende Familie stets zusammenstehe. Jährliche Pilgerfahrten nach Altötting waren Hochfeste für alle Familienmitglieder. Dieser gesamte Hintergrund ihrer Kindheit brachte die feinen Madonnen- und Schutzengelbilchen hervor, die wir bei Berta Hummel so sehr bewundern und die einen jeden ansprechen.





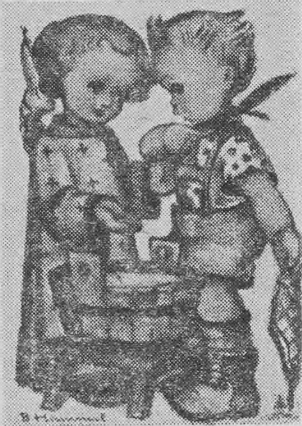



Schon früh verließ Berta ihre Familie um bei den Englischen Fräuleins zu studieren. Hier entwikkelte sich ihr künstlerisches Talent und nach Abschluß ihrer Gymnasialstudien beschloß sie auf die Universität überzusiedeln um sich dort weiterauszubilden als Künstlerin. 1926 sehen wir sie dann an der „Akademie der bildenden Künste" zu München. Es war hier, daß sich das ganze Können ihrer Künstlernatur entfaltete. Bald war sie führend in ihren Fächern als Malerin, Schnitzerin und Bildhauerin. Als sie ihr Staatsexamen ablegte baten sechs ihrer früheren Professoren, sie möge unter ihrer Aufsicht weiterstudieren.

München mit seinem Kunstreichtum machte keinen großen Eindruck auf Berta. Ihre Gedanken gingen weiter. Sie wollte europäische Länder besuchen, wollte studieren und berühmt werden. Ihr Lebenstraum war, ihre Werke in aller Welt anerkannt zu sehen und sich so einen großen Namen zu erwerben. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. In München hatte Berta zwei Franziskanerinnen kennengelernt, die dort Kunst studierten. Im Umgang mit ihnen machte sich Berta Gedanken über das Klosterleben und es ist nicht verwunderlich, daß sie, die eine solch feinfühlende und religiöse Seele und Einstellung hatte, nach langem Überlegen und Beten zu dem Entschluß kam, ihr Leben Gott als Franziskanerin zu weihen. Alle anderen Pläne waren mit einemmal verronnen, sie wollte nun Gott im Ordensstand mit all ihren Talenten dienen. Ihre Liebe zu Gott würde von jetzt an in der Malerei ihren Ausdruck finden.

Im Noviziat beschäftigte sich Schw. Maria Innocentia, das war Bertas Name, mit Madonnenstatuen, Altartafeln, Meßgewändern und religiösen Fahnen. 1934 legte sie ihre ersten Gelübde ab und jetzt begann die Erfüllung ihres Versprechens: Gott im Ordensstand mit all ihren Talenten zu dienen. Ihre Ideen und Modelle entnahm sie dem täglichen Leben. Sie beobachtete Kinder in der Schule und auf dem Spielplatz, sie lauschte einem alten Manne; als Bischof Sproll ihr eines Tages seine Kindheitsgeschichte erzählte, da entstand ihr „Regenschirmbild": zwei Kinder unter einem großen Regenschirm. Zu dieser Zeit waren ihre Bilder und Statuen der Umwelt noch unbekannt. Erst als sie von der finanziellen Not einer Fabrik hörte, die durch die Massenproduktion ihrer Werke gerettet werden konnte, da gab sie ihre Zustimmung zur weiteren Verbreitung derselben, jedoch mit dem Vorbehalt, daß alle Werke unter ihrer Leitung angefertigt würden.

(Fortsetzung auf Seite 13)



Die Auferstehung und Maria

Auf dieser Welt gibt es wenig reinere Freuden als die, einen Menschen in höchster Not nicht verlassen zu haben und es dann zu erleben, die Verachtung, Verleumdung, Erniedrigung, Bloßstellung von ihm abfallen und er wieder in Ehre dasteht.

Nie war ein Mensch so tief wie Jesus, der menschgewordene Gottessohn, erniedrigt worden. Nie aber wurde auch eines Menschen Ehre auf so wunderbare Weise wie die Ehre Jesu Christi in der Auferstehung wiederhergestellt. Mit den Grabtüchern blieb, als er sich erhob, gleichsam alle Schande und Schmach auf der Erde liegen.

Das Herz Marias erfüllte nach der Auferstehung des Sohnes daher eine Freude, die der Freude Jesu Christi innerlich in einzigartiger Weise zugeordnet war.

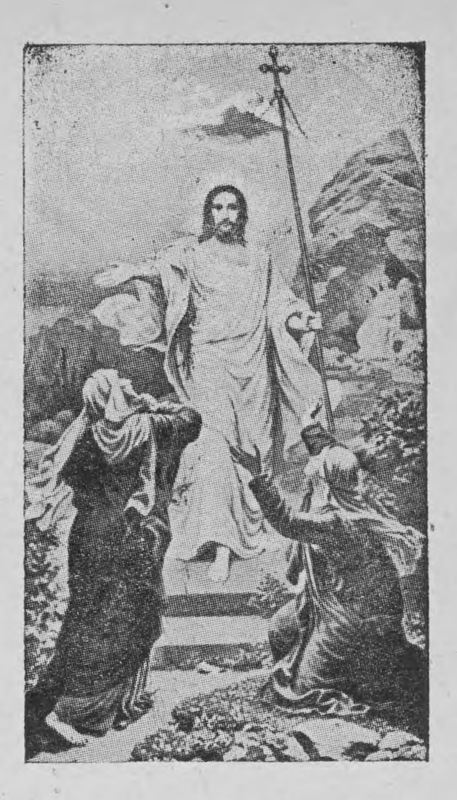
Maria allein glaubte, daß Jesus, wie er vorhergesagt hatte, am dritten Tage, nicht früher und nicht später, auferstehen werde. Maria konnte also vom Karfreitagabend an die Stunden zählen, die die Trennung währte. Sie wartete auf die Auferstehung in jener eigenartigen Stimmung, in der man sich befindet, wenn man einem freudigen Ereignis mit unerschütterlicher Sicherheit und für einen bestimmten Zeitpunkt entgegensieht.

Daß Maria während dieser Tage nicht wie am Karfreitage unter die Frauen trat und sich als eine ihresgleichen bewegte, wird von der Heiligen Schrift bestätigt. Bei Anbruch des Ostermorgens verlassen die übrigen Frauen das Haus und eilen zum Grab. Sie kommen und gehen. All das aber geschieht, wie die Evangelisten berichten, ohne Maria. Maria blieb für sich allein. Maria blieb auch da noch zurück, als Johannes, mit dem sie nach der Weisung Jesu vom Kreuz am Kalvarienberg heimgegangen war, auf die Botschaft der Maria Magdalena, daß man den Leichnam des Herrn gestohlen habe, mit Petrus voll Aufregung zum Grabe eilte.

Von diesem Augenblick an wußte Maria, daß Jesus seine Weissagung erfüllt hatte und vom Grabe auferstanden war. Das Alleluja, das heute als Jubelruf der Kirche bei der Auferstehungsfeier zum ersten Male ertönt, begann damals, alles Jubeln der Kirche so vorausnehmend, im Herzen Marias aufzuklingen.

Die Überlieferung hält daran fest, daß Jesus nach der Auferstehung zuerst seiner Mutter für sich allein erschienen sei. Wäre das nicht geschehen, so hätte sich das Unausdenkbare begeben, daß Maria, die seligste Jungfrau, ihren Sohn nach der Auferstehung zum erstenmal vor den Augen anderer, und zwar vermutlich bei der Erscheinung am Osterabend im Abendmahlssaale, gesehen hätte. Nun ist es aber nach all dem, was uns in der Heiligen Schrift über das Zusammenleben Jesu und Marias berichtet wird, nicht anzunehmen, daß Jesus seine Mutter nach der Auferstehung in Gegenwart anderer Menschen begrüßte und sich von ihr begrüßen ließ.

Sucht man sich das Wiedersehen Jesu und Marias nach der Auferstehung, dieses selige Gegenstück zur Begegnung auf dem



Kreuzwege, vorzustellen, so darf man sich nicht zu weit vorwagen. Die verläßlichste Führung besteht wohl darin, daß man sich dieses Wiedersehen auf eine ähnliche Weise wie das Wiedersehen Jesu mit Maria Magdalena vollziehen läßt; nur war dieses Wiedersehen ungleich inniger, inniger von seiten Jesu und inniger von seiten Marias.

Über die Stunde, da Jesus sich seiner Mutter zeigte, lassen sich keine bestimmten Angaben machen. Man darf jedoch darauf hinweisen, daß hierfür die Zeit, die zwischen dem Weggange des Johannes zum Grabe bis zu seiner Rückkehr von dort verstrich, so wie keine andere geeignet war. Wäre Jesus Maria zuvor erschienen, so hätte sie ihre Freude wohl nicht mehr verbergen können; wäre er ihr später erschienen, so hätte sie vor dem Wiedersehen schon von Menschen eine Botschaft erhalten. In der Zeit zwischen dem Fortgehen und der Heimkehr des Johannes war sie außerdem allein und ungestört.

Nachdem Jesus sich ihr also gezeigt hatte und ihr Herz darob voller Seligkeit war, kam es nunmehr zu einer Fortsetzung des Osterjubels mit Johannes, als dieser vom Grabe zurückkehrte und ihr, die immer geglaubt hatte, offenbarte, daß er jetzt auch glaube.

Dem Charakter Marias, wie er sich uns in den Berichten der Evangelisten offenbart, entspricht es, wenn sie den Jüngern über das Wiedersehen mit Jesus weder in diesen Tagen noch später ausführlich erzählte. Sie war und blieb die Frau, „die alles in ihrem Herzen bewahrte." Und die Jünger scheuten wohl davor zurück, Fragen zu stellen.

Diese Umstände sind wohl nicht ohne Einfluß darauf geblieben, daß die Evangelisten über diese Erscheinung nichts berichten.

Aus Bischof Bokenfohr's MISSIONSLAND

Fortsetzung

Eine Art von Dornbäumen hat den Namen „Wacht-en-betje" d. h. Warte-ein-wenig. Dieser Baum hat gebogene Dornen, in allen Richtungen stehend, nach vorn, seitwärts und rückwärts; wenn die Kleider davon gehalten werden, kann man sich weder vor- noch rückwärts bewegen, man muß warten und jeden einzelnen Dorn aus den Kleidern loslösen.

Das Gras ist hoch, denn das Wild ist nicht zahlreich genug, um es kurz zu halten. Das Land selbst ist ziemlich flach, nur ab und zu sieht man eine kleine Anhöhe. Viel Wild hält sich hier auf. Tausende von Springböcken (eine Art Antilope), Gemsböcke, Haartebeest, Steinböcke, Strauße, Schakale und Löwen beleben diese Gegend. Auch Riesen-Grillen (Heimchen) findet man dort. Sie sind so groß, daß sie mit den ausgestreckten 6 Beinen eine Kaffeetassen bedecken können. Sie sind nicht gefährlich, haben aber eine Vorliebe für das menschliche Haar und scheinen eine besondere Zuneigung und Geschmack dafür zu haben. Eine kleine Zahl von Hottentotten, Damaras und Bechuanas, und auch Buschmänner leben in und um Lehututu. Für Hunderte von Kilometern leben keine Menschen, denn es sind weder Brunnen noch offenes Wasser zu finden. Im Herzen der Wüste leben Menschen und Tiere ohne Wasser. Zu diesen einigen wenigen gehören die Buschleute. Die Vögel, das Wild und auch einige Buschmänner leben von einer Flüssigkeit, die in der wilden Melone, „Tsamma" genannt, enthalten ist. Auch von dem geringen Regen, der für einige Zeit in den Pfannen steht. Auch der Tau hilft den Vögeln und kleineren Tieren in mancher Beziehung. Die Buschmänner haben eine sehr ungewöhnliche und faszinierende Art um sich mit Wasser zu helfen, die sogenannten „Saug-Brunnen". Die Buschmann Frau gräbt ein ungefähr 40 bis 50 cm tiefes Loch in den Sand, in der Nähe einer besonderen Buschart. Sie nimmt dann ein ausgehöltes Schilfrohr, wickelt um ein Ende trockenes Gras und steckt es in das Loch, dann legt sie den Sand um das Schilfrohr und stampft den Boden fest. Man läßt das Schilfrohr jetzt für etwa eine Stunde stehen, dieses zieht die Feuchtigkeit des unberührten tiefer liegenden Sandes an. Nach einiger Zeit saugt sie an dem Schilfrohr, dieses verursacht einen luftleeren Raum (Vakuum), das die Feuchtigkeit von den Sandkörnern anzieht. Durch das Schilfrohr geht die Feuchtigkeit in den Mund der Frau und von ihrem Munde spritzt sie das Wasser durch ein zweites Schilfrohr in ein leeres Straußen Ei. Überflüssiges Wasser bewahrt man auch in diesen Straußen-Eierschalen auf, die im Sand vergraben werden. Sogar nach längerer Zeit finden die Buschmänner diese vergrabenen Schätze. Der Buschmann ist ein Nomade; er hält sich soviel als möglich von den Weißen fern. Er ist von freundlicher Gesinnung, und ist vielfach mißverstanden worden. Seine hauptsächlichste Nahrung sind wilde Gemüsearten, meist Pflanzenknollen; Fleisch ist ein Luxus, und dies kann bestehen in weißen Ameisen, Insekten, Fröschen und größerem Wild. Der Buschmann hat einen unheimlich ausgeprägten Sinn zum Spuren lesen. Er liebt das Rauchen, zieht ungefähr 12 lange Züge und läßt den Rauch in die Lunge gehen. Nach einiger Zeit kommt der Rauch vom Mund und aus der Nase. Manche rauchen auch „daggar", das sind getrocknete Blätter von wildem Hanf, dieses ist sehr schädlich und führt zu manchen Exzessen.

Der Molopo Fluß ist die Grenze zwischen der Südafrikanischen Union und dem Bechuanaland Protektorat. Das Flußbett ist trocken und seit Menschengedenken ist das Wasser hier ein- oder zweimal geflossen. Nie hat sein Was-

ser den Orange Fluß, der ca 300 km südlich liegt, erreicht. Nördlich vom Molopo ist unbearbeitetes Regierungsland, und südlich sind große Viehfarmen, leider überfüllt, mit dem Resultat, daß der sandige Boden vom Winde fortgeblasen wird.

Einer der manchen Eindrücke der Erkundigungsfahrt ist, daß das Herz der Wüste in vieler Beziehung schöner und reicher an Pflanzen- und Graswuchs ist, als der größte Teil der ganzen Diözese. Mehr und mehr bekommt man den Eindruck, daß der größte Teil des Bistums Kimberley, Teil der Kalahari ist. Der Rest liegt am Rande der Wüste, mit armen Boden. Einige kleinere Strecken ausgenommen, ist das Land nicht brauchbar für Landwirtschaft, nur zur Viehzucht geeignet. Unser Historiker, Pater F. J. Hagel, O.M.J., behauptet, daß der ganze Teil der Kap-Provinz, nördlich vom Orange Fluß ab, ganz und gar zur Kalahari gehört. Es genügt zu sagen, es ist eine „Pseudo-Wüste".

Wachstum der Diözese

In 1925 waren nur 4,500 Katholiken in dieser Diözese, die jetzt in vier Bistümer aufgeteilt ist. Unter Erzbischof H. J. Meysing, O.M.J., stieg die Zahl der Katholiken in der Erzdiözese Bloemfontein und der Diözese Kimberley auf über 45,000.

Religiöse Berufe: Aus der Diözese Kimberley gingen hervor: Bischof David O'Leary, O.M.J. Patres: Barrie, McCarthy, Delport, Lycett, Barry, Munnik und andere. Mehrere Europäer sind im Priesterseminar. Ferner haben wir 3 Eingeborene Scholastiker und 11 Studenten befinden sich im Kleinen Seminar. Auch haben wir einige Eingeborene Oblaten Brüder und einige Schwestern. Unsere Missionare sind bemüht Berufe zu wecken und zu fördern. Die Möglichkeiten sind leider gering, denn die Zahl der Katholiken ist klein und viele erst Neu-Bekehrte. Statistiken besagen, in Irland entfällt 1 Beruf auf 457 Katholiken, in Holland 1 Beruf auf 566 Katholiken, Süd-Afrika 1 Beruf auf 1,000 Katholiken. (Erzbischof McCann im Südlichen Kreuz", Okt. 13. 1954.)

Mehr als 80% aller Missionare sind aus Europa, Kanada und U.S.A. Nach diesen Zahlen, könnte das Bistum Kimberley: 2 Europäische, 2 Farbige, und 18 Eingeborene Berufe – d.h. Priester, Brüder und Schwestern – erwarten. Wir beten und hoffen für vielmehr. Bitte gedenken Sie auch dieses Anliegens „viele und gute Berufe" zu erhalten.

Kirchen: Gottesdienste werden in den meisten Fällen in Eingeborenenhütten gehalten. Nur die Kathedrale und die Missions Kirche in Taung haben über 400 Sitzplätze. Daneben haben wir noch 9 kleinere Kirchen, 4 Missionskapellen und 22 Schul-Kirchen.

Takt ist eine Geschicklichkeit, die den Menschen besser als Talent und Wissen über alle Schwierigkeiten fortführt.

Die Zukunft unserer Missions Schulen: Die Regierung will den Kirchen die Kontrolle über die Missionsschulen entziehen. Die meisten Missions Schulen haben aber bisher eine Unterstützung seitens der Regierung erhalten. Ohne Hilfe können die meisten Schulen nicht erhalten bleiben. Falls die Mission die Kontrolle über die Schule nicht aus der Hand geben will, wird die Regierung noch für einige Zeit 75% der früheren Zuwendung geben, dann aber wird jede Unterstützung wegfallen. Die Bischöfe Südafrikas hatten 2 Versammlungen, auf denen beschlossen wurde, die Missions Schulen nicht abzugeben an die Regierung, und es wurde betont, daß die Katholiken auch ein Recht auf einen Teil der öffentlichen Gelder haben, um damit die Lehrer bezahlen zu können. Wir werden deshalb einen Antrag stellen um 75% Unterstützung. Die Zukunft der Missions Schulen macht uns sehr große Sorgen. Seit Monaten schon haben die Bischöfe für die Südafrikanische Mission angeordnet, das „Gedenke, o gütigste Jungfrau" nach allen Messen zu beten. Möchten Sie sich nicht auch diesem Gebets-Kreuzzug zugesellen? Sich mit uns vereinigen im Gebet für die Regierung, sodaß Recht die Oberhand gewinne und Gottes Wille geschehe?

Das Marianische Jahr:

Der 8. Dezember 1953 sah die feierliche Eröffnung mit Pontifikal-Hochamt in der St. Marien Kathedrale, Kimberley. Alle Muttergottesfeste wurden recht feierlich gestaltet. Die Marien Kathedrale wurde zum Wallfahrtsort bestimmt. Ein feierliches Triduum gehalten. Drei neue Kirchen wurden der Mutter Gottes geweiht. Am 8. Dezember 1954 wird die feierliche Konsekration der St. Marien Kathedrale in Kimberley, durch Sr. Gnaden Erzbischof H. Meysing, O.M.J., vollzogen werden. Die feierliche Weihe der ganzen Diözese an die Unbefleckte Jungfrau Maria.

Dürfte ich zum Schluß bitten, meiner und dieser Mission in Ihren täglichen Opfern und Gebeten, eingedenk zu sein. Gott wird es Ihnen tausendfach vergelten.

Es würde mich freuen von Ihnen zu hören.

Ihr dankbar ergebener in
J. C. und M. J.,
+ Johannes Bökenföhr, O.M.I,
Bischof von Kimberley.



Die Frage des Berufes und der Standeswahl

P. Joseph Schneider O.M.I.

Heirat ist nicht für jeden. Ehelosigkeit ist auch nicht für jeden. Ein Ding steht fest, nämlich, daß Gottes liebende Vorsehung in Festlegung unsres Lebensberufes ihre Hand im Spiele hat. Zu viel hängt davon ab für unser Glück in dieser und der andren Welt. Die Entscheidungen, die darin getroffen werden, langen in Zeit und Ewigkeit hinein. Man schaue sich nur mit offenen Augen um! Es gibt ohne Zweifel eine gute Anzahl glücklicher Ehen. Trotzdem, wie viele dunkle Flecken im Gesamtbild! Wie viel verborgenes Elend, wie viel Untreue, wie viele Scheidungen! Ganz natürlich wird auch das ewige Schicksal der meisten Menschen in und mit der Berufsfrage entschieden. Der Heiland spricht in Seinen Gerichtsreden davon (Mat. 37,41 und Luk. 17, 34). „Zwei werden zusammen die Handmühle drehn; der eine wird angenommen, der andre verworfen.

„Zwei werden auf dem Felde mit einander schaffen; der eine erntet ewigen Segen, der andre ewigen Fluch.

„Zwei werden dasselbe Lager miteinander teilen; der eine davon geht ins ewige Leben, der andre ins ewige Feuer."

Ja, in der Erreichung des letzten Zieles spielt die Standeswahl eine ganz entscheidende Rolle. Wie wichtig daher, daß man weise wählt!

Wir beten gegenwärtig viel für geistliche Berufe. Für Priester, Brüder und Schwestern, die „Gott lieben werden aus ganzem Herzen und freudig ihr Leben verspenden, um Ihn bekannt und beliebt zu machen in der weiten Welt." Der Erlöser selber redet von solchen Liebhabern des Reiches Gottes bei der Dreiteilung, die Er macht (Mat. 19,12) mit Bezug auf den ehelichen Stand. Es wird immer welche geben, so heißt es da, die von Natur aus kein Interesse am Heiraten haben. Durchschnittsmenschen, sobald sie zur körperlichen Reife gelan-

gen, sind wie zwei wohlbeladene Batterien. Es funkt gewaltig in kraftvoller Anziehung, wenn sie sich einander nähern. Jene aber fühlen sich eher abgestoßen. Sie sind anormal. Es stimmt etwas nicht mit ihrem Drüsensystem. Das schönste Exemplar des andren Geschlechtes läßt sie kalt wie ein Prairiewacken bei 40 unter Null.

Einer zweiten Klasse von Menschen ist Ehe und Familienleben durch die äußeren Umstände verleitet worden. Eine verkrüppelnde Krankheit hat ihnen die Heirat unmöglich gemacht. Vielleicht auch die liebende Sorge für alte Eltern. Oder Mangel an Gelegenheit. Dieser Mangel ist durch die männermordenden Kriege der jüngsten Zeit sehr empfindlich geworden. In manchen Ländern stehen 3–5 Mädchen zur Verfügung für jeden jungen Mann.

Eine dritte Sorte heiratet nicht „um des Reiches Gottes willen." Um Christus mit ungeteilter Liebe anzuhangen, sich ohne Hemmung für Ihn einzusetzen und sich rücksichtslos für Ihn zu verspenden. Das natürlich sind Ausnahmen. „Wer es fassen kann, der fasse es!" Es nimmt mit andern Worten eine besondere Gnade, einen besonderen Ruf von oben. Aber dieser Ruf ergeht viel öfters als man denkt. Hängt nicht der Bestand der Kirche davon ab? So lange Sein Reich auf Erden bestehen und sich ausweiten soll, muß der Gottmensch für solch auserwählte Seelen sorgen. Für Diener des Altares. Für edelherzige Männer und Frauen, die wie Engel der Barmherzigkeit sich zu allem Erdenelend niederbeugen. Für wahre Freunde und Erzieher der Jugend. Für Edelmenschen, die den Hochweg der Gottes- und Menschenliebe wandern und sich zur Linderung der Not wie Adler aus den Höhen der Beschauung in die Niederungen des Leides königlich herniederschwingen.

Wie aber auf allen Gebieten der Gnade und Gottesreichsbetätigung, so handelt es sich hier um Gabe und Aufgabe. Gott tut nichts ohne Mitarbeit des Menschenwillens. Er klopft an am Herzen des Jünglings und der Jungfrau, und sie müssen ihre Einwilligung dazu geben. Dieses Ja wird, Gott Dank, oftmals gegeben, manchmal freilich auch verweigert. Wer denkt hier nicht an den reichen Jüngling des Evangeliums. Zwischen ihm und dem Heiland entspann sich folgendes Zwiegespräch:

„Guter Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu erwerben?""

„Halte die Gebote! Du sollst nicht stehlen und nicht töten; sollst deine Eltern ehren und deinen Nächsten lieben wie dich selbst."

„All das habe ich bisher getan. Was bleibt mir noch zu tun übrig?"

Der Erlöser schaute ihn liebreich an und mit einem unverfänglichen Lächeln fuhr Er eindringlich und feierlich fort: „Willst du vollkommen sein, verkaufe alles was du hast und folge mir! Und du wirst einen großen Schatz im Himmel erben!"

Was tat der junge Mann? Er versagte! Er war edel veranlagt und hochstrebend. Hatte sich, wohl nach einer überwältigenden Predigt, begeistert und ergriffen dem Herrn zu Füßen geworfen. Aber er war nicht edel genug. So wurde er zu einem verlorenen Beruf. Blieb in der Welt mit ihren Gütern stecken. Was ist aus ihm geworden? Gott allein weiß es. Christus selber lud ihn ein, die Höhenpfade heldenmütiger Tugend und Gottvereinigung zu wandern, er aber zog es vor den gewöhnlichen Kuhweg zu gehen. Den Weg der Vorbehalte und der Halbherzigkeit statt der totalen Hingabe! Hier aber liegt eine große Gefahr. Nicht als ob der Himmel nach solch selbstsüchtigen Entscheidungen seine Gnade für immer abschneiden würde! Nein. Die Weigerung, die der höheren Einladung widersteht, mag das erste Glied in einer langen Kette sein, die zuletzt den Hergott selbst verwirft.

Wo lag eigentlich der Haken,an dem der Apostelberuf des jungen Menschen zerschellte? Das Evangelium schreibt es dem einen Umstand zu: „Er hatte großen Reichtum." Es war die Anhänglichkeit am Geld, an seinem verwirrenden Glanz und seinem bezaubernden Klang. Doch fragen wir weiter: Warum kam er im entscheidenden Augenblick nicht darüber hinweg? Ohne Zweifel, weil er nicht genug gebetet hat!

Ist das nicht der Fehler unsrer jungen Leute im allgemeinen? Wenn sie in den Jahren der Pubertät (jugdl. Reife) aus dem Traum der Kindheit zur Wirklichkeit des Lebens erwachen d.h. zwischen 10 und 15 Jahren, sollten sie sich mit Gewalt zum Beten zwingen! Sollten von den Alten eingebrochen werden, jede Stunde ein Ave Maria über die Wolken hinauf zu schicken, um eine glückliche Lösung aller Probleme zu sichern. Es handelt sich da um ein Entweder–Oder, groß und schwer, so wie es von Zeit zu Zeit an jeden Erdgeborenen herantritt. Entweder wirft man sich mit den drängenden Fragen in die Arme Gottes oder man geht seinen Weg allein und ohne Ihn. Entweder bändigt man mit Seiner Gnade die wachsende Leidenschaft oder man erliegt ihrem Ansturm in trauriger Versklavung. Entweder ringt man um die Herrschaft der himmlischen Liebe in der Brust oder man verfällt hoffnungslos der Diesseitigkeit und dem höllischen Egoismus. Entweder bildet man sich zum Streiter Christi und Seines Reiches oder man schwellt die

Heere der Lauheit und vielleicht sogar des gottfeindlichen Bolschewismus.

Ständiges Gebet sichert das nötige Himmelslicht, wo in Sachen der Berufswahl zeitweilige Dunkelheit herrscht. Es gibt auch die nötige Kraft, zu einem gottgefälligen Entschluß zu kommen. Handelt es sich um die Ergreifung des Ordensstandes oder Priesterstandes, dann mache man wenigstens einen ehrlichen Versuch. Die Obern werden bald herausfinden, ob man die erforderlichen Anlagen dazu hat. Einladung durch die Vorgesetzten zum Vorwärtsgehen ist der entscheidende Punkt, wie der hl. Pius X unzweideutig erklärt hat. Wenn sie einen Kandidaten (Bewerber) fähig und würdig erklären, dann ist er berufen, dann hat er Beruf.

Die Kl. hl. Theresia von Lisieux hat in ihrer Berufsfrage niemals umhergetastet. Sie war sich von Kindesbeinen an ihrer Sache sicher. Hatten nicht ihre beiden Eltern, ehe sie der Himmel zusammenführte, voll Sehnsucht nach dem geistlichen Stande ausgeschaut? Ihr unverwirklichtes Sehnen verdichtete sich zur Tat in ihren Kindern. Fünf ihrer Töchter drängten sich nach einander in die sichere Umhegung der Klostermauern. Die jüngste von ihnen frohlockte wie eine Riesin ihren Weg zu laufen. Sie suchte bereits als zwölfjährige auf einer Romreise von Leo XIII die Zulassung zum Karmelorden zu ergattern. Sie vollendete ihren Siegeslauf mit 24 Jahren († 1897). Wäre es nur bei allen Menschen so einfach wie bei ihr! Meistens ist es nicht so.

Friedrich Ozanan, der Gründer der Vinzenzvereine unter der akademischen Jugend in Frankreich, neigte längere Zeit zum Dienste des Altares. Sein Gewissensführer riet ihm davon ab. Er wurde groß und heilig im ehelichen Stand.

Auch der hl. Benedikt Labre war fest entschlossen Priester zu werden. Landete zuletzt als Trippelbruder auf der Landstrasse. Hatte sein Glück in mehreren Klöstern versucht. Studierte Hl. Schrift, Philosophie(Weltanschauungslehre), das Kirchenrecht und den Choralgesang. Er bewährte sich als Muster des guten Beispiels und der treuen Pflichterfüllung. Trotz allem wurde er nie zu den höheren Weihen zugelassen. Er sah darin Gottes gnädige Fügung. Wurde ein Trappist nach seiner eigenen Aufmachung. Kleidete sich ins Gewand eines Bettlers und machte sich auf die Pilgerschaft nach den hl. Stätten in Frankreich und Italien. Erduldete die Widrigkeiten des Wetters, Hunger, Durst, Verachtung und Schläge um Christi willen. Auch die Qual des Ungeziefers an seinem Leib! So oft ein Floh von ihm weg das Freie suchte, so wird berichtet, setzte er hinter ihm her und zwang ihn höchst sorgsam in die Hemdsärmel zurück. Er erlag einem Schlaganfall auf einer Kirchentreppe in Rom. Kinder brachen unerwartet in lautes Rufen aus: Der Heilige ist tot!

Quintanadoine, der spanische Bankbesitzer, verwandte sein Vermögen darauf, die Töchter der Großen Theresia nach Frankreich zu verpflanzen. Seine Freunde und Verwandten taten alles, um ihm zu einer glücklichen Heirat zu verhelfen. Besorgten Braut, Wohnung, Möbel und alles mehrere Male hintereinander. Es sollte sich nie verwirklichen. Einmal wurde er ernstlich krank. Dann wieder traten unverschiebbare Reisen dazwischen. Endlich landete er am Altare und erreichte durch die Schrecken der Dunklen Nacht hindurch die Reife der vollkommenen Gottes- und Nächstenliebe.

Die Große Theresia selber hat unermeßlich viel für die Hebung des Ordens- und Kirchengeistes getan. Dennoch hatte sie als Mädchen nie daran gedacht Nonne zu werden. Sie stammte aus wohlhabender Familie, war begabt und lebenslustig; bot alle Gewähr für eine einflußreiche Stellung in der Welt. Gegen das Klosterleben hatte sie zunächst eine ausgesprochene Abneigung. Erst mit 16 Jahren vernahm sie zum erstenmal das zarte Klopfen des Meisters am Tore ihres Seelengartens. Sie betete um Erleuchtung über den Lebensstand, der ihr ermöglichen würde, Gott am besten zu dienen. Dabei wünschte sie im Stillen, es möchte der Ordensstand nicht sein. In ihrer Gefühlswelt wogte es auf und ab, bald dafür und bald dagegen. Stärkende Einflüsse kamen ihr von ihrem frommen Onkel Pedro Sanchez: Familienschwierigkeiten ihrer Schwester Maria übten einen wohltuenden Einfluß auf sie aus. Dazu kam der frühe Tod der Mutter als Folge äusserster Erschöpfung in Erfüllung ihrer Frauen-und Mutterpflichten. Mit 18 Jahren wußte sie, daß für sie in der Welt kein Glück zu finden sei. Mit 21 Jahren fügte sie sich in Gottes hl. Willen. Flüchtete eines Morgens mit ihrem Bruder Antonio gegen den ausgesprochenen Wink ihres Vaters. Er ging zu den Dominikanern, sie zum Kloster der Menschwerdung.

Packend ist die Berufsentwicklung des Mannes „who got even with God" (der Mann, der nicht einmal in seinem Streit mit Gott den Kürzeren zog). Er wuchs heran auf einer Tabaksfarm in Kentucky, nicht weit vom Trappistenkloster Gethsemani. Eines Tages steckte er kurzerhand seinem Vater die Scheune in Brand und verschwand nach dem Wilden Westen. Dort lebte er als richtiger cowboy (Kuhhirt). Schrieb niemals heim. Verlor den Glauben und die Sittlichkeit. Plötzlich jedoch

packte ihn das Heimweh. Ein Sturm der Freude brach los, als er auf einmal wieder an der elterlichen Türe stand. Der jedoch machte bald bitterer Ernüchterung Platz, als er des Sonntags nicht mit zur Kirche gehen wollte. Nur um der Mutter zu gefallen gab er schließlich nach.

Langsam spannen sich Freundschaftsfäden zwischen ihm und Mary, einem Nachbarsmädchen. Es kam zur Verlobung, und es wäre bis zur Schließung des Lebensbundes am Traualtar gekommen, wäre die Geliebte im Gebrauch ihres Mundwerkes diplomatischer gewesen.

Die Meinungsverschiedenheit drehte sich um die Mönche in der nahen Abtei. Waren sie Träumer? Feiglinge, die der Härte des Lebens zu entfliehen suchten? Oder waren sie Männer Gottes von echtem Schrot und Korn? Sie schienen die Aufmerksamkeit des Bräutigams immer mehr zu fesseln. Immer öfters kam er auf sie zu sprechen. Mary wehrte sich dagegen und in einem unbewachten Augenblick machte sie die unkluge Bemerkung, ein solches Leben sei ja nicht für ihn und es gehe weit über seine Kräfte. Das beleidigte den Helden in seiner Brust. Kurz entschlossen verlangte er den Verlobungsring zurück und trat bei den Mönchen ein. Und er hielt aus für viele, viele Jahre. Lebte und schaffte und opferte sich bis zu seinem seligen Tod.

In all den erwähnten Beispielen handelt es sich um edle, großmütige Seelen. Einerlei, zu welchem Lebensstand sie sich früher oder später entschlossen, sie reiften heran zu wahrhaft sittlicher Größe. Beweist das nicht, daß Gott in allem Seine Hand im Spiele hatte? Beweist es nicht die Notwendigkeit der Folgsamkeit gegen Seine hl. Führung? In unseren Tagen gelten natürlich dieselben Grundregeln, und dieselben Begebenheiten spielen sich ab vor unseren eigenen Augen. (vgl. The Catholic Digest, Jan. 1955).

Da berichtet ein Benediktinerbruder in Missouri vom Werden seines Berufes. Er hatte einmal in seinem Lebensfrühling ans Priestertum gedacht. Hat später allerhand versucht als Schreiber, Zeitungsmann, Sportsberichterstatter. Hatte manch schönen Erfolg zu buchen und freilich auch manche Ernüchterung zu schlucken. Hatte, wie er selber zugibt, Bekanntschaft mit wenigstens 300 jungen Frauleuten und machte wenigstens tausend Versuche engere Beziehungen mit ihnen anzubahnen. Mußte sehen wie sein bester Freund ihm seine beste Freundin wegschnappte und dazu ihn noch einlud, den Brautführer zu spielen. Es machte ihn nachdenklich. Die Nachdenklichkeit verdichtete sich langsam zu großem Ernst, der sich nährte an geistlicher Lesung, täglichem Meßbesuch, stillen Wochenenden und oftmaliger Begrüßung des hl. Sakramentes. Ein wachsender Ekel stellte sich ein gegen schwelgerische Mahlzeiten, Trinkgelage und weltliche Unterhaltungen. Das Ende von allem war die Stille und Zurückgezogenheit des Klosters.

All die erwähnten Beispiele bilden einen mächtigen Gegensatz zu dem jungen Mann des Evangeliums, der die göttliche Einladung in den Wind geschlagen hat. Die Entscheidung, die er traf, war gleichbedeutend mit dem Verzicht auf das höhere Ideal. Sie war für ihn ein Schritt nach unten. Höchstwahrscheinlich betrat er damit die abschüssige Bahn. Wie hat er geendet? Hoffen wir, daß er nicht ganz im Staub der Erde versunken ist. Daß er sich nicht völlig dem Goldhunger überlassen hat und nicht ganz dem Tanz um das goldene Kalb erlegen ist. Daß er das Endziel seines Lebens nicht ganz verfehlt hat. Es wäre nie wieder gutzumachen!

Berta Hummel — Fortsetzung

1940 wurde ihr Kloster von den damaligen Machthabern aufgelöst und die Nonnen wurden gezwungen, zu ihren Eltern zurückzukehren. Berta litt sehr unter der Trennung von ihrer Schwesternkommunität und war froh als sie nach einem Jahr ins Mutterhaus ihres Ordens durfte, um dort Schwestern bei der Betreuung von Volksdeutschen zu helfen. Doch nun begann für sie ein Martyrium; denn zu all ihrer Arbeit wurde Berta krank. Da die Schwestern keine Einkünfte hatten so arbeitete Berta Tag und Nacht an ihren Bildern, um dadurch einen finanziellen Beitrag zur Linderung der Not im eigenen Kloster zu schaffen. Hier hielten sich in all den Jahren des Krieges über 250 Schwestern, meistens Flüchtlinge, auf und durch ihre Arbeit wollte Berta ihnen allen helfen. Man nannte sie die „Hauptverdienstquelle" des Hauses. Durch diese Arbeit hat sich Berta buchstäblich für ihre Mitschwestern aufgeopfert. Da ihre Bilder in Deutschland verboten waren so wurden sie nach der Schweiz und den U.S.A. geschmuggelt und dort verkauft.

1944 mußte Berta mit einer Brustfellentzündung in ein Sanatorium nach Wangen gebracht werden. Von dort ließ sie sich 1946 in ihr Kloster zurückbringen, wo sie im selben Jahr erst 37jährig ihre Seele in die Hände ihres Schöpfers zurückgab.



Die Osterbeichte der Banditen

Erzählung von Fritz Gluting

Den Räubern schlug das Gewissen. In acht Tagen war Ostern, das Fest, das ihnen so schwer auf dem Magen lag. Da hieß es, hinunterzugehen nach Rossano oder Cosenza zu den Patres, um zu beichten.

„Wir gehen alle nach Rossano zum Padre Antonio; der ist schwerhörig", schlug Carlo vor. Es war derselbe Carlo, der immer die besten Gelegenheiten zu einem Raube auskundschaftete.

„Du bist verrückt", fuhr ihn Pietro, der Bandenchef, an. „Wir können uns doch nicht allesamt in Rossano sehen lassen."

„Warum nicht?" warf Carlo gleichmütig ein. „Zum Padre Antonio kommen immer viele Fremde. Da stehen sie in den Tagen der großen Woche bis vor das Kirchenportal. Wir könnten bei dieser Gelegenheit in aller Ruhe einen neuen „Besuch" ausmachen. Besonders bei denen, die schon gebeichtet haben. Denen liegt das Herz auf der Zunge."

Hei, wie fuhren da die anderen dem gottlosen Lästermaul in die Parade! Beichten gehen und gleichzeitig einen neuen Raubzug auskundschaften, nein, das war selbst diesen mit allen Wassern gewaschenen Burschen zu viel!

„Tut doch nicht so!" verteidigte sich Carlo. „Denkt ihr noch an den Besuch in der Villa Testoni?" Die Räuber dachten mit Vergnügen daran. Damals hatte es viele blanke Geldstücke gegeben. „Und diesen Fisch habe ich beim letzten Beichtgang in Rossano an die Angel gekriegt", triumphierte Carlo.

Da senkten sich die Köpfe. Carlo aber schlug weiter auf das Eisen, das schon wieder kalt zu werden begann. „Denkt ihr noch daran, wie wir den alten Geizkragen Mascaro drankriegten?" Und ob sich die anderen dieses Geizhalses erinnerten! Noch jetzt mußten sie darüber lachen, wie sie damals den Alten gezwungen hatten, jedem einzelnen von ihnen den Beutel voll Goldstücke zu zählen, so lange, bis die große Kiste, die sie unter dem Bett hervorgezogen hatten, leer geworden war. Zum guten Schluß hatten sie diese leere Kiste dem Geizhals über den Kopf gestülpt, um sich dann mit artigen Verbeugungen zu verabschieden.

In das Lächeln der Räuber hinein fuhr Carlos Stimme: „Und diesen wunderbaren Fang hatte ich vor zwei Jahren beim Beichtgang nach Cosenza erkundet. Da standen die Leute von Cosenza vor der Kirche und warteten, bis der alte Mascaro nach dem Beichten herauskam. Die guten Menschen waren des Glau-

bens, der Geizhals hätte sich gebessert und würde das viele Geld, das er in einer Kiste unter dem Bett versteckt hielt, unter sie austeilen. Weit gefehlt! Der Alte ging so fort, wie er gekommen war. Er trug eine Weste ohne Taschen."

Noch tiefer senkten sich die Köpfe. Die Last ihrer Sünden wurde immer schwerer. Wie sollten sie das alles verantworten? Zu dem Raube auch noch die Gewißheit, daß dieser verdammte Carlo ausgerechnet am heiligen Orte die besten Fischzüge erkundet hatte. Wer sollte ihnen das alles vergeben? Es waren wirklich traurige Gestalten, die da um das Feuer herumsaßen. Das Schlimmste aber wagte keiner laut auszudrücken. Um würdig zu beichten, mußten sie doch ihren Raub wieder herausgeben und geloben, fürderhin vom Räuberhandwerk zu lassen. Heilige Jungfrau! Wovon sollten sie und ihre Familien denn leben? Dicke Schweißtropfen standen ihnen auf der Stirn; selbst Carlo schwieg.

Da rettete — wie immer — der Chef die Situation: „Wir verteilen uns auf verschiedene Pfarrorte. Ich selbst gehe mit Aldo und Gino nach Rossano. Carlo wandert mit Giocomo nach Paola. Ricardo und Umberto steigen nach Cosenza hinab. Und nun — die heilige Jungfrau hat's mir eingegeben — hört meinen Entschluß: Wir machen alles wieder gut, indem wir für die Statue der allerseligsten Jungfrau in der Kirche von Rossano einen kostbaren Mantel stiften."

Jubelnd sprangen die Räuber auf. Das war die Erlösung! Carlo, der gar keinen Sinn für etwas Höheres besaß, dämpfte den Jubel mit seiner Frage: „Und was muß jeder zahlen? Ich habe meine Eltern und zwei Schwestern zu versorgen." Da fiel es allen ein, wie schwer sie es hatten. Bei Gott, sie waren ja nicht zum Spaß Wegelagerer und Räuber geworden. Betrübt ob dieser Erkenntnis ließen sie wiederum die Köpfe hängen. So konnte also die Madonna keinen Mantel, und sie keine Verzeihung gekommen. Ach es war nicht schön zu leben!

Pietro richtete sich zur vollen Größe auf. „Hört her! Morgen früh führen wir den letzten Schlag. Wir werden dabei so viel gewinnen, daß wir für den Rest unserer Tage ausgesorgt haben. Du, Carlo, kannst dir diese Schreinerei einrichten; du, Giacomo, kannst deine Schmiede erwerben; die Madonna bekommt ihren Mantel, und wir andern werden uns jeder eine kleine Osteria bauen." Pietro schnalzte mit der Zunge, weil er schon den Wein zu schmecken glaubte, den er selbst einmal ausschenken würde.

Die Räuber standen, als hätte ihnen der Pfarrer von der Kanzel herab ihre Sünden vorgehalten. Selbst Carlo sperrte das Maul auf. Dann aber sprangen sie um ihren Anführer herum. „Pietro! Goldjunge! Was hast du vor? Wem gilt's? Sprich doch, hartherzige Seele!"

Und Pietro sprach: „Ich habe erfahren, daß morgen früh ein Geldtransport von Catanzaro nach Rossano unsere Straße passiert. Um den Transport möglichst unauffällig durchzuführen, fährt ein Mietauto. Miliärische Bedeckung ist keine dabei. Es soll unser letzter Streich sein. Wir werden ihn in der kommenden Beichte mit einschließen. Unser künftiges Leben wollen wir mit reinen Seelen beginnen." — Die zukünftigen frommen Seelen vertieften sich nun in die Einzelheiten ihres Planes.

In der Frühe des andern Tages kroch ein altersschwacher Wagen die Straße ins Sila-Gebirge hinauf. Auf dem Rücksitz saßen Signor Ciabattino, Angestellter der „Banca Nazionale", und der Pfarrer Mulinaro von Rossano. Dieser war auf dem Rückwege von Catanzaro in seine Pfarrei. Signor Ciabattino hatte ihn freundlich eingeladen, ihm die lange Reise durch seine geschätzte Gegenwart zu verkürzen.

Von wem das Herz voll von dem muß die Zunge reden. Also redeten die beiden von den Räuberbanden, die das Sila-Gebirge unsicher machten. Signor Ciabattino zeigte sich empört, daß Christenmenschen Räuber werden könnten, die anderer Eingentum stehlen. Pfarrer Mulinaro erwiderte lächelnd: „Aber, aber, Signor, sind die Räuber nur im Sila-Gebirge zu suchen? Meinen Sie nicht auch, daß in manchen Direktorenzimmern ebenso schlimme Räuber wohnen? Der Unterschied besteht nur in der Methode." (Fortsetzung Seite 18)

Gebet im April

Bauer treibt die Pferde
Und den schweren Pflug
Durch die schwarze Erde
Zug um Zug.

Heilig muß ich dich preisen,
Fruchtbare Scholle du,
Und das blinkende Eisen,
Den Pflug dazu.

Kronen mußten vergehen
Wie die Blätter im Wind,
Ihr beide werdet bestehen,
Solange der Regen rinnt.

Scholle, wolle nicht geizen,
Öffne dein Gabenhorn,
Schenk uns den goldenen Weizen
Und das silberne Korn.

Gib uns schimmernde Gerste,
Füll uns mit Bier den Krug,
Ach, und segne fürs erste
Diesen ackernden Pflug!

Cosmus Flam

Catholic Bookshop of the Prairies

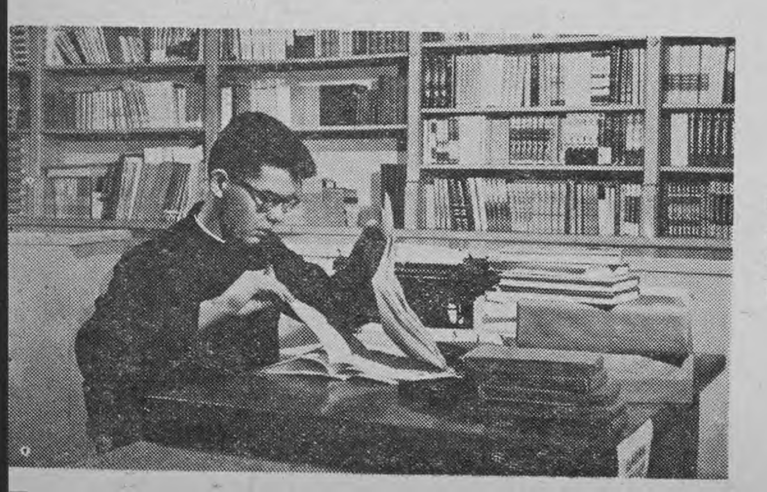
Buchgemeinde der Praerie

Photos: P. M. Doll, OMI



Pater J. J. Kuffner O.M.I, der Direktor des MARIAN BOOKSHOP bespricht mit dem Manager Pater M. Hertz O.M.I., eine neue Buchbestellung.

"Nicht nur der guten Zeitschrift sondern auch dem guten Buch den Weg in die Familie zu bahnen, das war schon immer unser Ziel." Diese Worte des Managers der "Marian Press" beleuchten klar die Notwendigkeit eines eigenen "Bookshop" hier in Battleford. Der "Marian Bookshop" wurde 1951 von den Oblatenpatres eingeführt, die von dem Bestreben geleitet waren, den Freunden ihrer beiden Zeitschriften "DER MARIENBOTE" und "OUR FAMILY" die Auswahl von guten Büchern zu erleichtern und ihnen gleichzeitig eine zusammenfassende Uebersicht über die wichtigsten Neuerscheinungen auf dem katholischen Büchermarkt zu geben. Bis 1951 war es kaum möglich, gute katholische Literatur hier



Frater R. Wolak O.M.I, einer aus der Gruppe unserer Seminaristen, die bei der Arbeit für den MARIAN BOOKSHOP aushelfen, beim Ueberprüfen der Rechnungen einer eben eingelaufenen Büchersendung aus Uebersee.

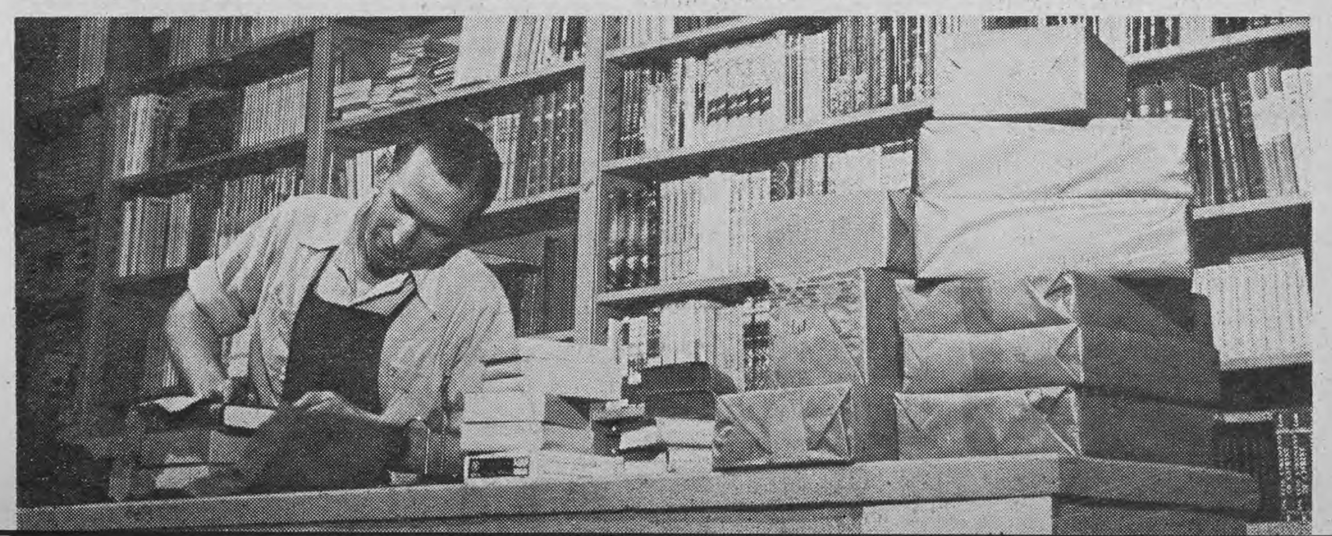


Bücher werden nicht nur an Privatpersonen versandt, sondern auch an Pfarrbüchereien, Jugendorganisationen und Schulleihbüchereien. (Links) Pater G. Lassonde O.M.I., Pfarrer von North Battleford, beim Durchlesen neuer Bücher für seine Pfarrbücherei. (Mitte) Pater M. Hertz mit Vertretern einer Jugendgruppe, die laufend neue Bücher für ihre Studiengruppen und Aussprachekreise benötigen. (Rechts) Schwester Margarete, Leiterin der Volksschule von Battleford, beim Aussortieren neuer Bücher für ihre Schüler.

im Westen zu erhalten, denn nur in den grösseren Städten befanden sich einige katholische Buchhandlungen. Unsere Leute auf dem Lande hatten keine Möglichkeit, sich ihre eigenen Bücher anzuschaffen. Um dieser Not abzuhelfen wurde der "MARIAN BOOKSHOP" ins Leben gerufen. Und was damals nur vorsichtig gewagt wurde, das hat sich heute als einzigartiges Unternehmen erwiesen. Der "MARIAN BOOKSHOP" verfügt über ein reichhaltiges Lager an Büchern aus allen Wissensgebieten, und bietet sozusagen jedem etwas, angefangen von Kinderbilderbüchern, Gebetbüchern, Hl. Schrift. über Romane, Erzählungen, Fachbüchern bis zu den neuesten philosophischen und theologischen Standardwerken und Brevieren. Bücher von über 60 Verlegern aus Kanada, U.S.A., Deutschland, England, Irland, Italien, Frankreich und Belgien werden hier täglich versandt.

Anfangs nur für englische Bücher gedacht wurde dem "BOOKSHOP" im letzten Jahr der "deutsche Versand" hinzugefügt, denn der Ruf nach dem deutschen Buch wurde immer lauter. Seit dieser Zeit bringt "Der Marienbote" regelmässig Bücherbesprechungen von 15 deutschen Verlagen. Alle im "MARIENBOTE" besprochenen Bücher können entweder direkt vom Verlag oder vom "MARIAN BOOKSHOP" bezogen werden. Auch sonst können wir Ihnen ein jedes Buch aus Deutschland besorgen, vorausgesetzt, dass Sie uns 5 Wochen Zeit lassen bis die Bestellung ankommt. Unterstützen Sie dieses grosse Werk und verschaffen Sie dem guten Buch Eingang in Ihr Heim. Vergessen Sie nicht: Bücher sind ein wahrer Hausschatz, Bücher sind Gesellschaft für stille Stunden, sind gute Freunde, Ratgeber und Tröster.

Bruder Stefan Horacki O.M.I., beim Versand von Büchern. Ueber 90% aller Bestellungen werden durch die Post erledigt, da dies der beste Weg ist, die weitzerstreuten Leser auf der Prairie zu erreichen.



Die Beichte der Banditen, Forts.

Signor Ciabattino rückte etwas von dem Pfarrer ab. So ein armer Dorfpfarrer hält es ja immer mit dem Gesindel, festigte sich die schon immer vorhandene Meinung des vornehmen Herrn.

„Sehen Sie", legte der Pfarrer dar, „hier unten in Calabrien ist unfruchtbarer Boden. Trotz aller Sorgen und Mühen reicht es kaum zum Leben. Da holen sich die armen Menschen oft von dem, der genung hat."

„Sie rechtfertigen also das Räuberhandwerk?" ereiferte sich Signor Ciabattino. „Keineswegs", versicherte der Pfarrer, „ich machte Ihnen nur klar, weshalb es hier Räuber und Wegelagerer gibt."

Als ob diese Worte das Stichwort gewesen waren, hielt das Auto plötzlich mit hellkreischenden Bremsen an. Ein Steinwall mitten auf der Straße gebot Halt. Sieben maskierte Räuber sprangen hinter Steinblöcken hervor. Einer der Gesellen, anscheinend der Anführer, riß die Wagentür auf. „Bitte meine Herren, aussteigen! Es dauert nur eine Sekunde! Wir nehmen nur die Kiste da mit, die Ihnen, meine Herren, als Fußbank gedient hat."

Der Chauffeur stieg aus. Zitternd. Signor Ciabattino stieg aus. Bebend. Der Pfarrer stieg aus. Schimpfend: „Ihr Halunken! Ihr Spitzbuben! Ihr Tagediebe! Habt ihr nichts besseres zu tun als einen alten Pfarrer zu überfallen? Vermutet ihr bei mir Gold und Edelsteine? Ist das eure Vorbereitung auf das Osterfest?"

Jetzt waren die Räuber an der Reihe zu zittern. Sie taten es ausgiebig.

„He, du, du scheinst mir der Anführer zu sein", fuhr der Pfarrer auf Pietro los. „Mach deine Zähne auseinander und stehe mir Rede und Antwort!"

Pietro wagte sich vor: „Es ging um den Mantel der Madonna, Hochwürden!"

„Um den Mantel der Madonna? Um welchen Mantel und um welche Madonna? wunderte sich der Pfarrer.

„Um den Mantel der Madonna in Eurer Kirche, Hochwürden. Wir . . . dachten . . . glaubten . . ."

„Oh, ihr Heuchler und Spitzbuben! Jetzt durchschaue ich euch! Um eure Sündenschuld abzuwaschen, glaubtet ihr, der Gottesmutter mit einem Mäntelchen aus Samt und Seide die Augen zuschmieren zu müssen, daß sie Fürbitte für euch einlegen soll. Dann würdet ihr getrost den größten Teil des Raubes für euch verwenden. Ihr Bösewichter, schämt ihr euch denn gar nicht, die Mutter Gottes zu einer Genossin eurer Räubertaten zu machen? Die Hölle ist euch gewiß, ihr Teufelskerle!"

Die Räuber standen starr. Oh, diese Osterbeichte! Sie allein war daran schuld, daß sie jetzt so in der Patsche saßen. Da gab es nur eins: schnell verschwinden!

Signor Ciabattinos Zähne hatten in de Nähe des streitbaren Pfarrers aufgehört zu klappern. Er wagte sich vor und meinte: „Hochwürden, wir müßten die Polizei . . ."

„Reden Sie keinen Unsinn, Signor", polterte der Pfarrer los, „wir machen das anders. Sie fahren allein weiter. Ich bleibe hier und höre an Ort und Stelle die Beichte dieser Burschen. Keine Widerrede, ihr da! — Von Ihnen, Signor, hoffe ich, daß Sie in Rossano kein Wort über den Zwischenfall verlauten lassen."

So kam es, daß auf der Straße am Fuße des Sila-Gebirges sieben Räuber ihre Osterbeichte hielten und ehrlich Besserung gelobten. Dafür tat auch der Pfarrer ein übriges und lud alle sieben für den Ostermontag zu sich ein. Er wollte mit ihnen über ihr weiteres Schicksal reden. — —

Später wunderten sich die Pfarrkinder von Rassano über ihren Pfarrer, der die Osteria eines gewissen Pietro Sanucci des öfteren besuchte und dann mit sechs Freunden des Wirtes über einen gewissen Vorfall ausgiebig lachte und scherzte.

Herzensgüte ist nicht kalte Höflichkeit, sie ist aufrichtige innere und äußere Milde, Sanftmut, Selbstüberwindung, Liebe. Sie beherrscht das ganze Wesen eines Menschen und zieht in magnetischer Kraft die Herzen andrer zu ihm hin, weil er sie stets zu beglücken sucht. Güte im Reden: Nachsicht und Wohlwollen im Urteil. Güte im Hören: das auch noch einmal ruhig über sich ergehen lassen, was ein Kranker, ein alter Mann zum zehntenmal erzählt. Güte im Trösten: es ist ja so eine schwere Sache ums Tröstenkönnen, die wir lernen müssen von unserm Gott. Güte und Milde reißen die Mauern des Trotzes ein. Wir werden es nicht zwingen mit rauher Gewalt, aber mit einem Funken Güte wird alles licht und klar werden. Wer erst einmal die ganze Macht solcher Liebe empfunden hat, weiß auch, daß es keine höhere Freude geben kann, als durch Liebe sich Liebe zu erwerben.

Adolf Donders

Die treue Frau von Dessau

Erzählt von Max K. Böttcher

Das war ein halbes Jahr nach der Schlacht bei Cassano in Italien. Der Feldherr Prinz Eugen war verwundet worden und hatte darauf dem Feldmarschall Fürst Leopold von Anhalt-Dessau den Oberbefehl übertragen. Siegreich hatte Leopold die Schlacht zu Ende geführt. Bis an die Hüften durch die versumpften Kanäle watend, war er in persönlicher Tapferkeit seinen Truppen vorausgeeilt und hatte Cassano erobert. Beim Einzuge in die Stadt empfingen die Bürger den Feldmarschall mit einem wuchtigen Kriegsmarsch, und er hatte nun dem Dessauer der ganz und gar unmusikalisch war, ganz außerordentlich gefallen. Freilich, durch die furchtbare Hitze und durch die Überanstrengungen des Feldzuges war der Fürst kurz nach dem Siege schwer erkrankt und lag nun im Pfarrhause von Brescia monatelang fiebernd darnieder.

„Wie geht es heute Sr. Durchlaucht dem Fürsten?“ fragte der Arzt, der am frühen Morgen in das Pfarrhaus trat, um nach seinem hohen Patienten zu sehen.

Der Adjutant des Feldmarschalles, der Rittmeister von Schön, welcher den Arzt im Vorzimmer empfing, zuckte die Achseln und sagte dann betrübt: „Nicht besonders. Er hat wieder gefiebert in der letzten Nacht.“

„Und die hohe Gemahlin, die Fürstin? Wie ist ihr Befinden?“

„Ach die arme Frau! Sie hat es wahrlich nicht leicht mit dem Kriegsbären. Ich fürchte, sie geht bald zugrunde vor Überanstrengung und vor – Heimweh!“

„Die Fürstin sollte sich mehr schonen!“ riet der Arzt.

„Sagen Sie ihr das einmal, Medikus! Auf allen Kriegszügen begleitete sie ihren Gemahl. Sie teilt Freud und Leid mit dem Fürsten, ist in allen Feldlagern bei ihm, und nach jeder Schlacht – und gegen dreißig Schlachten hat der Feldmarschall schon mitgemacht – erquickt und pflegt sie ihn! Gott sei Dank, wurde er bisher nur ein einziges Mal verwundet. Seine Soldaten halten ihn für kugelfest und unverwundbar! Aber die gute Fürstin Anna Luise hat es schwer mit ihm, weil er gar zu rauh ist, der Marschall!“

„Sie ist eine herrliche Frau!“ bewunderte der Arzt, den man aus Bologna hatte kommen lassen. Dann trat er nahe zum Adjutanten und fragte vertraulich: „Sagen Sie, Herr Rittmeister: Man munkelt, die Fürstin sei gar nicht aus adligem Geblüt, sie sei eine Apothekerstochter! Ob etwas Wahres daran ist?“

Der Adjutant lächelte und nickte: „So ist es. Die Fürstin selbst macht kein Hehl daraus, warum soll sie es denn leugnen! Der Feldmarschall hat sie bereits als junger Prinz geliebt. Man wollte ihn von dieser vermeintlichen Torheit abbringen und schickte ihn als Erbprinz auf Reisen, er aber hielt der schönen Anna Luise Föhsin – so hieß sie früher – die Treue, und nach seiner Thronbesteigung heiratete er sie, allen Widerständen des Hofes und des Adels trotzend. Der Kaiser bestätigte dann nicht nur diese Ehe, sondern erhob auch die Bürgerstochter in den Reichsfürstenstand. Und unser Fürst Leopold wie auch Land und Volk haben diese Heirat nie zu bereuen brauchen, und das ganze Land ist so froh, daß wir unsere Osterfrau haben.“

„Osterfrau?! Ich hörte die Fürstin im Kreise des Gefolges schon oft so nennen. Was bedeutet dieser schöne Name?“

„Ach, so nennt sie ganz Dessau und ganz Anhalt. Das hängt mit einem alten, lieben Brauch der Fürstin zusammen. Alljährlich zu Ostern läßt die Landesmutter Anna Luise genau einhundert süße Brote backen, und in jedes Brot läßt sie einen Golddukaten stecken. Nun fährt sie zum Ostersonnabend im Lande umher und beschenkt Arme und Kranke und hilflose und unversorgte Alte mit je einem solchen Dukatenbrot, und wenn sie kommt, rufen die Leute: Die Osterfrau ist da! Und alles jubelt ihr zu!“

„O – das ist schön! Wenn doch alle Großen so dächten und täten wie sie! Aber reich muß sie sein, die Fürstin, wenn sie hundert Golddukaten verschenken kann.“

„Reich? O nein! Unser Ländchen ist arm, und unser Fürst ist arm! Deshalb tut er ja seit vielen Jahren Dienst in fremder Heeresmacht, obwohl er doch selbst regierender Herr ist mit Thron und Krone. Von seinem Lande – wir haben ja nur 30,000 Einwohner – nimmt der Fürst nicht einen Groschen für seine Hofhaltung. Vierundzwanzigtausend Taler bringt das gesamte Land nur ein, das langt ja kaum für die notwendigen Staatskosten. Nur von seinem Feldherrnsold lebt der Fürst und von den ihm in den Feldzügen zufallenden Kontributionen.“

„Und die hundert Golddukaten der Osterfrau?“

„Das ist erspartes Geld. Die Fürstin lebt bescheidener als jede Bürgersfrau, und das ganze Jahr spart und rafft sie zusammen, um zu Ostern ihre Wohltaten austeilen zu können. Geben

und Helfen – das ist ihr ganzes Glück. Wie oft hörte ich sie den Fürsten um Dukaten bitten, und wenn er ihr ein schönes Schmuckstück geschenkt hat, so läßt sie es heimlich durch ihre Kammerfrau verkaufen, und auch dies Geld tut sie dann in ihren Osterschatz!"

„Wahrlich, solchen Edelmut und Opfersinn wird man selten finden!" rief der Arzt aus, aber da meldete der Leibkammerhusar, der Gotthold Zweck, der den Marschall nun seit einem Jahrzehnt auf seinen Kriegszügen begleitet hatte, daß S. durchlauchtigsten Gnaden bereit seien, den Medikus zu empfangen.

Wer nun meint, einen niedergebrochenen und wehleidigen Mann auf dem Krankenlager zu finden, der irrt gewaltig, denn der „Dessauer", wie ihn seine Soldaten kurz nannten, war ein Rauhbein und ein gar grimmer Haudegen, zu grobem Scherze stets aufgelegt und von einer Kriegssprache, die nicht immer für Frauenohren berechnet war. Als der Doktor eintrat, schrie er ihn an:

„Da ist er ja, der dreimalvermalefizte Saukerl von Doktor! Höre Er, Medikus: Wenn ich noch ein einzig Mal Fieber bekomme nachts, lasse ich Ihn hängen!"

Die Fürstin stand zur Seite des Bettes, strich dem polterden Gemahl sanft über das Haar und lächelte dem Arzte, der zitternd dastand, ermutigend zu, dann sagte sie mild:

„Keine Angst, bester Medikus! Daß Ihr nicht gehängt werdet, dafür übernehme ich die Bürgschaft. Es wäre besser, der Herr Feldmarschall und gnädigste Durchlaucht sollte abends nicht so schwer und etwas weniger essen, dann hätte er nachts kein Fieber."

„Aber Durchlaucht! Ich verordnete doch nur eine dünne Hühnersuppe als Abendkost und dazu etwas grünen Mais!"

„Ha, so sieht er aus, Medikus! Daß ich noch mehr von Kräften komme, he! Du sollst nicht töten, steht in der Bibel! Aber wer mich auf solch elende Kost setzt, wie dünne Hühnerbrühe, der tötet! Ihr Halunken wollt mich verhungern lassen! Die Suppe habe ich dem Zweck über den Balg gegossen, und den grünen Mais habe ich meiner alten Stute, meinem alten treuen Schlachtroß, in die Krippe schütten lassen!"

„Aber Durchlaucht!" jammerte der Arzt.

„Laßt es gut sein, Medikus. Den Fürsten machen wir beide nicht anders. Die Hauptsache ist, daß ich durchhalte mit der Pflege des Marschalls", sagte die gütige Gattin.

Da wurde der Feldmarschall ganz klein und still und schaute jetzt ängstlich seine Gemahlin an, die er tiefherzlich liebte, und nun fiel ihm zum ersten Male auf, wie blaß, verhärmt und elend die treue Frau aussah. Da raffte er sich auf und rief: „Heim geht's Annaluise! Heim, und zwar sofort! Du mußt heraus aus dieser Luft, zurück in die Heimat! Ostern sind wir zu Hause! He, Zweck! Zweeeeeck! Wo steckt der verdammte Husar nun wieder! Zweeeeck!"

Da kam der Kammerhusar hereingehetzt.

„Zweck, höre Er gut her: Die Reisekutschen sollen parat gemacht werden. Die Kisten und Kasten packen. Zu Ostern müssen wir daheim sein. Keine Stunde ist zu verlieren."

Und zu seiner Gattin, die ungläubig die Glücksbotschaft vernahm, sagte er: „Daß ich darauf vergaß, Annaluise! Die ‚Osterfrau' soll und muß zu ihrem Rechte kommen!"

„O, du Guter!" lachte die Fürstin voll seligem Glück, denn das Heimweh nach dem kleinem Heimatlande und nach ihrer schlichten Residenz nagten ja schon lange an ihrem Herzen. Da mischte sich der Arzt ein: „Aber Durchlaucht können doch bei diesem Zustand nicht reisen!"

„Gebt mir einen ordentlichen Sauziemer zu essen, dann bin ich kräftig genug. Übrigens, der Mensch kann alles, wenn er nur will. Man muß ‚wollen', dann geht's schon! Sag, Annaluise, ist es dir recht, wenn wir reisen?"

„Und wie es mir recht ist! Aber vorher sollst du nun auch noch eine Freude haben, und zwar das sogleich! Ich hatte dir diese Überraschung erst für das Osterfest zugedacht, aber nun sollst du sie gleich haben. Habe ein kleines Viertelstündchen Geduld!"

Sie eilte hinaus, sprach mit dem Adjutanten einige Worte, dann kehrte sie ins Krankenzim-

Wachsendes Licht

Licht wächst aus langer Nacht,
Tropft von den Himmelswänden
ein Feuer angefacht
von unsichtbaren Händen.
Da muß nach starrem Schweigen
der Saft der Bäume steigen,
er braust und zieht hinan.
O ungestümes Quellen
in fiebernd dumpfen Wellen:
Das Tor ist aufgetan!
Erfüllt der Jahreskreis!
Schlafdorn hat uns gestochen,
nun ward der Bann gebrochen,
zerschmolzen rinnt das Eis.
Tau rinnt von Haselzweigen,
verweht in schnellem Reigen.
Der Glanz verwehter Tropfen
will an den Boden klopfen:
Das Tor ist aufgetan!

Hedwig Forstreuter

mer zurück.

„Und wann soll die Reise beginnen?" fragte der Arzt.

„Heute noch! Punkt 12 Uhr heute mittag geht es fort. Und Er, Medikus, begleitet mich bis Ulm, und dort übernimmt dann mein Feldscher den Dienst. Ihr könnt dann heimkehren!"

Und nun zog er sich mit behaglicher Ruhe an und bemerkte dabei: „Mit jedem Stück der Montur, das ich anlege, wird mir wohler! Das Bett ist Gift für einen alten Feldsoldaten. Bett verweichlicht. Und überhaupt sollte jeder Mann . . .". Plötzlich stockte er und eilte ans Fenster.

„Was ist das? Was bedeutet das?" schrie er, denn draußen war Pferdegetrappel laut geworden, und auf dem Platze vor dem Parrhause formierte sich ein Fähnlein Reiterei, und zwar der Feldhornzug der Stabswache, und jetzt ertönten Kommandorufe, und nun schmetterte ein schneidiger Marsch durch die Lüfte. Der Fürst riß das Fenster auf und schaute, ganz glücklich lachend, bald zur Gemahlin, bald zum Feldhornkorps.

„Himmeldonnerwetter! Da steckt Schmiß drin!" Und dann: „Herr Gott, das ist doch der Marsch, den ich beim Einzuge in Cassano hörte!"

„Freilich ist er's, Leopold! Und weil er dir damals so gefiel, habe ich mich wochenlang bemüht, die Musik herbeizuschaffen! Keiner wußte, wer den Marsch besaß, denn damals spielte ihn ja die Bürgergarde der Stadt. Und von der war er nicht zu erlangen. Aber jetzt habe ich ihn aufgetrieben. Der Kantor von Brescia hat ihn besorgt und für unsere Truppe zurechtgemacht."

„Der Dessauer! So habe ich ihn getauft, und so soll er heißen, zum Andenken an dich, du lieber alter, grober Brummbär. Und einen Doppeltaler gab ich dem Kantor dafür, gewiß nicht zu teuer, gelt? Das soll mein Ostergeschenk für dich sein, Leopold!"

„Mein Marsch! Der Dessauer Marsch!" sagte leise und beglückt der Fürst, dann drückte er seiner Gattin beide Hände und zog sie an sich: „Du Liebe, Liebe! Wenn ich dich nicht hätte und unser Land nicht die Ostermutter!"

Zur Mittagsstunde rollten die Reisekutschen aus Brescia hinaus. Nordwärts ging es, der Heimat zu. Die „Osterfrau" weinte stille Freudentränen, doch als jetzt das Feldhornkorps den „Dessauer" schmetterte, lächelte sie schon wieder zu: „Nun komme ich doch noch zurecht für meine Armen und Kranken zum Osterfeste!"

Auf Besuch bei den Indianern des Nordens

von P. Joseph Simon O.M.I. Direktor des Marianischen Missionsvereins

(Fortsetzung)

„Nimm den Baum da!"

Auf der 150 Acker großen Farm, in den Stallungen und im Gemüsegarten der Mission von Beauval arbeiten zwei Oblatenbrüder, und mit ihnen ein paar Indianer.

Eine rührende Geschichte wird von einem dieser Indianerhelfer erzählt. Sein Name ist Marius. Als er noch kleiner Bube war, befand er sich mit seinen Eltern auf Jagdzügen. Es war Nacht, und Marius schlief zwischen Vater und Mutter am Boden des Zeltes. Da brach plötzlich ein wilder Sturm los, der einen schweren Baum brach und über das Zelt warf. Marius blieb unverletzt. Seine Mutter erlitt leichte Verletzungen, während sein Vater zum Sterben getroffen war. Bevor er am nächsten Morgen starb, sprach er zu den Indianern der anderen Zelte, die ihn umstanden: „Nehmt den Baum, der mich zu Tode geschlagen hat, und schnitzt daraus ein Kreuz unseres Heilandes und Erlösers. Stellt mir dieses Kreuz auf mein Grab!"

Welch einen Glauben Gottes Gnade doch diesem Indianer gegeben hatte! Anstatt sein Schicksal und den Unglücksbaum zu verfluchen, bat er, ein Kreuz daraus zu zimmern. Welch eine Lehre für uns, die wir oft so viel Ungeduld und gottbeleidigende Wut über alles ergehen lassen, das uns irgendwie nicht paßt! Wahrlich, Gott ist mit den Kleinen, mit den Abseitsstehenden und Frommen!

Die braven Frauen

Zur Geschichte des Hohen Nordens gehört auch die Geschichte der Schwestern im grauen Kleide, der Grauen Nonnen. Diese Frauen Gottes kennen

den Norden. Und Gott im Himmel weiß, wieviel diese Schwestern zur Verbreitung der heiligen Glaubensbotschaft unter den Indianern und Eskimos des Nordens Canadas beigetragen haben.

Die Grauen Nonnen sind in Beauval als Lehrerinnen der Indianerschule angestellt. Was sie dort leisten, beweisen wohl am besten die hohen Noten und die Preise, die die Indianerkinder von Beauval jedes Jahr einheimsen können. Es täte allen einmal gut, einer hl. Sonntagsmesse unter den „Wilden" Beauvals teilzunehmen. Schön in Reih und Glied und andächtig sitzen die kleinen Indianer, Kinder vom ersten bis zum achten Schuljahr, in den Bänken der Kapelle und singen — ohne Buch! die gregorianische lateinische Engelmesse. Das sollte man diesen Kindern und ihren Lehrerinnen, den Grauen Schwestern, einmal nachmachen. Daß man so etwas hier in unseren geregelten katholischen Gemeinden des Südens fast kaum mitmachen kann, ist wohl der allerbeste Beweis, wie nicht so ganz einfach so etwas ist!

Alle Angestellten der Indianerschule, der Obere, seine ihm unterstehenden Patres und Oblatenbrüder, die tapferen Schwestern und auch der Bruder des Oberen, der immer fröhliche Herr Lorenz Landry, versuchen alles, in den Herzen der kleinen Indianer Christi Leben und Christi Liebe zu Gott Vater und zu den Mitmenschen zu formen. Zugleicher Zeit wird auch alles unternommen, den jungen Rothäuten von Beauval Handwerk, Geschicklichkeit, Wissen und Grundsätze fürs spätere Leben zu geben.

Stolz schauten die Patres, die Brüder und die Schwestern von Beauval dieses Jahr auf drei ihrer Zöglinge. Sie hatten ihre Examen sehr gut bestanden und fuhren nach North Battleford, um dort, im St. Thomaskolleg, sich weiteren Studien hinzugeben. So mancher der Patres, der Brüder und Schwestern wird wohl leise im Herzen gebetet haben: „O Herr, laß wenigstens einen dieser Buben Priester werden!"

Unbekannt sind uns Gottes Fügungen. Allüberall in der weiten Weltmission hat die Kirche jedoch immer versucht, den von ihr betreuten Völkern Priester aus eigenem Stamme zu erziehen. Und es war der Kirche gelungen. Wenn Indien, wenn Afrika, China und Japan heute ihre eigenen Priester hat, warum sollte es nicht auch einmal rothäutige Gottesdiener geben?

Gott weiß, was Er tut. Wie Er es will, so ist immer alles gut!

„Gib mir 25 Cents!"

Überall, wo die Patres der Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria wirken und schaffen, verbreitet sich auch die Andacht und die Liebe zur lieben Gottesmutter. Wir Oblaten betrachten es als eine unserer Ehrenaufgaben auf Erden, jeden Menschen bekannt zu machen mit den Herrlichkeiten Mariens.

Der Obere von Beauval, Pater Landry O.M.I., ist auch marienliebender Oblate. Er nutzte meinen Besuch im Dienste Mariens nach Kräften aus. Unter anderem bat er mich, die Indianerbuben und Indianermädchen seiner Schule mit dem Marianischen Missionsverein bekannt zu machen und sie für die Werke dieser Vereinigung zu begeistern. Er sagte mir, er möchte gern alle seine Kinder, und durch die Kinder auch die Eltern der kleinen Indianer, unter Marias ganz besonderen Schutz stellen.

Die Kinder lauschten meinem Vortrag über den Missionsverein mit großem Interesse. Ich erklärte ihnen die Pflichten — drei Gegrüßet seist du, Maria, täglich, und ein kleines jährliches Opfer — die von allen Mitgliedern getragen werden. Gewöhnlich zahlt jedes Mitglied des Vereins $1.00 jährlich als Beitrag. Die Indianerkinder in Beauval sind arm.Sie können den Dollar jährlich einfach nicht aufbringen. Sie behaupteten jedoch ganz begeistert, daß 50 Cents per Jahr nicht zu viel für sei.

Wenn die Kinder im September aus den Ferien zurück zur Schule kommen, liefern sie gewöhnlich alle das wenige Geld, das in ihrem Besitze ist, an Herrn Landry ab. Herr Landry schreibt genau auf, wieviel Geld ihm jedes Kind übergeben hat und verwaltet dann diese kleinen Reichtümer für die Kinder.

Nach meinem Vortrag über den Marianischen Missionsverein klopfte ein kleines Indianerbüblein bei Herrn Landry an und fragte: „Herr Landry, habe ich noch Geld bei Ihnen?"

„Jawohl", war die Antwort. „Du hast noch 25 Cents bei mir stehen."

„Gib mir meine 25Cents", forderte der Kleine.

„Aber hör mal", entgegnete Herr Landry, „wenn Du jetzt Deine letzten 25 Cents nimmst, dann bleibt Dir für das ganze Jahr kein einziger Cent mehr."

„Gib mir meine 25 Cents", bestand der Kleine.

Herr Landry versuchte noch einmal, dem Kleinen klarzumachen, das Geld nicht bis zum letzten Cent aus der Kasse zu nehmen. „Was wirst Du machen, wenn Du siehst, daß andere Kinder sich Schokolade oder Kaugummi kaufen, während Du Dir nichts mehr kaufen können wirst, da Du Dein ganzes Geld jetzt schon verbraucht hast?"

Der kleine Indianer bestand jedoch auf seiner Forderung: „Gib mir meine 25 Cents.""

Soldatenbriefe von Frater Karl Zimmermann

Fortsetzung

O.U., den 12. Oktober 1941

Meine Lieben!

Nun endlich mal ein Gruß aus meiner neuen Unterkunft. Es ist heute schon der dritte Sonntag, den ich auf Reisen oder in der russischen Unterkunft verbringe. Ich kann meine Seele nur nähren vom Verlangen nach Gott. Betet auch Ihr für mich!

Meiner Umgebung habe ich mich schon sehr angepaßt. Ich bin „gottlos wie ein Russe." Es ist kalt hier, wie es eben in Rußland sein muß. Die Temperatur ist in der Nacht immer unter Null, tagsüber ein wenig höher. Vorgestern hatten wir ein kleines Schneegestöber. Unsere russische Unterkunft ist auch russisch gemütlich, melancholisch, dunkles, rauchendes Petroleumlicht. Ich bin hier jedoch sehr zufrieden. Das Volk hier lebt nur so und kennt keine anderen Verhältnisse — und es möchte auch glücklich sein. Sehr anspruchslos sind die Russen. Sogar heute am Sonntag nehmen sie nur Suppe.

Meine Fahrt ging nicht über Breslau, sondern nur durch den letzten Zipfel der Niederlausitz. Jetzt bin ich ziemlich hoch im Norden. . . . . Euer Karl..

O.U., den 5. Nov. 1941

Grüß Gott, meine Lieben!

Jetzt bin ich wieder in der glücklichen Lage, Euch wieder einmal ein wenig Liebe zu schikken. Es sind nur zwei Tafeln Schokolade. Ich weiß aber, daß Ihr so etwas nicht bekommen könnt, weil man alles für uns Soldaten zurückbehält. Ihr sollt alle davon kosten. . . .

Wir sind hier schon mitten im Winter. Wir haben jedoch einen schönen warmen Stall. Unser Hauptmann scheint viel zu frieren, und da läßt er eben alles nur Mögliche tun, um die „Stube" warm zu halten. Die Russen scheinen gegen alle Kälte ziemlich abgefeilt zu sein. Ich sehe da Frauen, die sich ein Loch ins Eis hacken und dann im Teich Wäsche waschen — für die Soldaten. Staunen muß man auch über die

---

Nachdem er sein Geld erhalten hatte, legte er es vorsichtig in einen Missionsverein-Umschlag, schrieb seinen Namen darauf und meldete sich bei mir als neues Mitglied des Vereins.

Muß man da nicht an das arme Scherflein der Witwe des Evangeliums denken? Gott und Maria werden ihm dieses Opfer nie vergessen!

Wenn ich die Mitgliederliste des Marianischen Missionsvereins überschaue, dann mache ich gewöhnlich bei den Indianernamen halt. Die Armen, vor kurzer Zeit noch heidnische Menschen. Seelen, denen wir durch den Missionsverein helfen wollen! Nun suchen sie schon selbst mitzumachen am großen, weltweiten Werk des Marianischen Missionsvereins der Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria.

Mir persönlich sind die Missionsvereinsopfer der Indianerkinder von Beauval größter Ansporn, mit doppeltem Eifer und Gebet zu wirken am Missionswerk des Vereins. Sollten wir, denen Gott den heiligen Glauben bereits in die Wiege gelegt, wohl vor den Indianerkindern zurückstehen?

Der Marianische Missionsverein wurde vom Stifter der Oblaten, dem heiligmäßigen Bischof Eugen von Mazenod, gegründet. Zweck des Vereins ist, durch Gebet und Opfer gemeinsam mit den Oblatenpatres dem Herrn neue Missionspriester zu erziehen. Großer geistiger Vorzüge erfreuen sich die Mitglieder. So wird z.B. jeden Tag eine hl. Messe für alle Mitglieder gefeiert. Die Päpste haben den Mitgliedern des Marianischen Missionsvereins große Ablässe gewährt.

Die Pflichten der Mitglieder sind einfach: Sie beten täglich drei „Gegrüßet seist du Maria" und opfern jährlich pro Person $1.00, $2.00 für die ganze Familie. Eingeschlossen in diesen $2.00 Beitrag sind Vater, Mutter und alle Kinder, die noch nicht Selbstverdiener sind.

Um den jährlichen Beitrag zu vereinfachen, kann man sich auch als lebenslängliches Mitglied, ja selbst als Mitglied fürs Leben und nach dem Sterben, einschreiben lassen. Auch unsere lieben Verstorbenen können wir in die Vereinsliste eingetragen bekommen.

Wie Maria dieses ihr so liebe Missionswerk segnet, könnten wir in langen und vielen Geschichten erzählen. Wer gutes tut, dem wird Gutes in reichstem Maße gegeben!

Wer Mitglied des Marianischen Missionsvereins werden möchte, möge sich nur an mich wenden.

Meine Adresse ist: St. Thomas College,
North Battleford, Sask.

echt russischen Holzhacker. Der Stamm wird in Scheitelänge geschnitten — für russische Öfen ungefähr einen halben Meter — dann schlagen sie mit der Axt viermal am Rande, ohne daß der Stempel umfällt. Der fünfte Schlag geht in die Mitte, und das Ganze zerfällt in vier gleiche Teile.

Es ist gut, daß ich hier bin. Hier kann ich mich schon auf mein späteres Missionsleben vorbereiten, denn ich lerne jetzt, wie einfach ein Mensch zu leben imstande ist. Hoffentlich darf ich bald nach dem Kriege fort — in die Missionen — ziehen. . . . Betet inzwischen für mich, daß Gott nicht zurücknehme von mir meine herrliche Berufung — denn hier muß ich sehr unwürdig dieser Berufung leben. . . . Sonst geht es mir gut. Ich wünsche Euch nur einmal wieder zu sehen. Der Krieg müßte halt schnell zuende gehen. Wie Gott will! Er führt mit Macht und Liebe ganz sorgfältig einen jeden von uns. Ihm vertraue ich mich an. Was er tut ist wohlgetan. — Euer Karl.

O.U., den 25. Nov. 1941

Lieber Vater!

Ich möchte rechtzeitig zu Deinem Geburtstag kommen und will jetzt schon anfangen, diesen Brief zu schreiben. Die Päckchen sollen bis zum 1. 12. zur Post gebracht sein. Es ist ja nicht viel, was ich Euch schicken kann. Zu kaufen gibt es hier gar nichts. Ich habe aber so einiges von meiner Verpflegung zusammensparen können. Ich habe es aus Liebe zu Dir getan, lieber Vater. Alle kleinen Opfer, die wir auf Erden für andere sammeln, bleiben im Himmel hinterlegt. Und Du sollst doppelten Gewinn von dem kleinen Päckchen haben: einen sehr kleinen für den Leib, einen größeren, unvergleichlich wertvolleren für das übernatürliche Leben.

Lieber Vater, meine Wünsche an Dich heißen: Daß Du auch an Seele, wie bereits dem Leibe nach, dem Vollalter heranreifst, damit Du bald, entsprechend unserem Glauben, zur Anschauung all' der schönen Wahrheiten kommst, an die Du jetzt glaubst, obwohl sich die Widersacher bemühen, diesen Glauben als Torheit hinzustellen. Wünsche auch, daß Du in der Hoffnung immer so stark bleibest, daß Gott Seine Verheißungen an Dir erfüllen kann. Und endlich, daß Du jetzt schon eine große Liebe habest zu Gott.

Wer jetzt schon viel liebt, der wird im Himmel groß sein. Alles ändert sich bei unserem Einzuge in den Himmel, nur die Liebe bleibt.

Wir haben bereits einige Kolonnenfahrten gemacht. An vielen toten Russen fuhren wir vorbei. Es ist wohl wahr, man kann gleichgültig werden, wenn man viele tote Menschen sieht. Man kann aber auch zu einer tieferen Einstellung allen wahren Lebensgütern gegenüber kommen. Es ist unwürdig, es drängt sich mir immer die Frage auf: Was macht dieser tote Mitmensch wohl jetzt? Es sieht aus, als ob er schlafe. Aber — er kann ja nicht mehr schlafen. Entweder ist er so entzückt von der Anschauung Gottes, daß er Ihn unermüdlich loben muß, oder aber er leidet derartig schlimme Schmerzen, daß er nie darüber ausruhen kann. Und dann liegt der arme Mensch immer mit dem Gesichte im Schnee. Ob es wohl wehtut? Wenn er in der Hölle wäre, würde er ganz gewiß viele Winter immerfort im Schnee liegen wollen, wenn er nur die anderen Qualen dafür eintauschen könnte.

Dazu ist eben unser irdisches Leben, daß wir hier schon leiden, damit wir in der Ewigkeit nicht mehr zu leiden brauchen. Das Gesetz des Leidens müssen wir erfüllen, genau so wie Christus es erfüllen mußte. Die Schrift sagt ja: „Mußte nicht Christus leiden und in Seine Herrlichkeit eingehen?"

Lieber Vater! Du hast nun schon 60 Jahre lang alle Mühsale des Lebens getragen. Du bist nun schon so nahe am Himmel. Du wirst doch wohl ganz bestimmt in Geduld ausharren wollen, in allem, was Gott Dir noch zugedacht hat. Die kommende Freude läßt sich überhaupt nicht vergleichen mit dem bißchen Leid, das wir hier zu tragen haben. Das steht auch in der hl. Schrift: „Die Geduld ist uns unbedingt notwendig; wenn wir Geduld haben, werden wir unsere Seele besitzen." Geduld in allem, was innerhalb der Familie vorkommt, Geduld bei Deinem mühsamen Arbeiten, Geduld in allem Leide. . . .

Dein Karl.

Weihnachten 1941.

Grüß Euch Gott, meine Lieben!

Meine gewohnte Abendbeschäftigung muß ich heute einmal unterlassen. Ich studiere nämlich abends die Herrlichkeiten unserer hl. Religion, um immer wieder darauf aufmerksam zu werden, daß um uns, über uns und in uns Herrlichkeiten verborgen sind, für die ich Gott täglich danken möchte. Danken Ihm dafür, daß Er mich erschaffen und in Seiner Barmherzigkeit in die Schönheiten Seiner übernatürlichen Ordnung erhoben hat.

Die um mich herumlebenden Menschen allerdings tun so, als gäbe es nichts mehr hinter dem Schleier der körperlichen Welt. Ja, sie sind so töricht, sich größere Bildung und Klugheit anzumaßen als jene sie haben, die sich ihrer Sünde nicht zu rühmen wagen. Sie meinen, keine Verpflichtung dem Himmel gegenüber zu haben — weil sie sich

selbst aller Bindung durch ihren bösen Willen entledigt haben. Eines Tages werden sie aber doch erkennen, wie unwahr es ist zu sagen: „Was ich nicht sehe, glaube ich nicht!" Immer wieder bete ich: „Komm, Herr Jesus!" St. Johannes hat dieses Gebet erfunden, und er meinte damit die zweite Ankunft des Herrn, Seine Ankunft als Herr und Herrlicher. Dann werden alle jene, die hier auf Erden um Jesu willen Spott, Hohn, Lästerungen und Schande ertragen mußten, mit heiligem Stolz auf den Herrn Jesus hinweisen und ihren Feinden beschämend sagen: „Ich wußte immer, an wen ich glaube!" Und der Herr wird dann die Kleinen und die Unterdrückten mit Seiner Herrlichkeit umgeben.

Dann wird auch alle Unwahrheit überführt werden, alle Ungerechtigkeit gar sehr bestraft werden. Und alle, die hier so kurzsichtig nur irdische Ziele gewürdigt und angestrebt, werden dann ihr Ende finden im Lande der ewigen Finsternis und der Strafe — falls Gott ihnen doch noch im letzten Augenblick gnädig ist! Sie wollten auf Erden Christus nicht, so werden sie Ihn auch in der Ewigkeit nicht haben.

„Komm, Herr Jesus!" Das wird mir eine große Freude sein, wenn mein Jesus sich so in Seiner Herrlichkeit zeigen und allen die Augen auftun wird, die mich jetzt bemitleiden, weil ich, wie sie sagen, einer „fixen Idee" nachgehe. Die die Köpfe schütteln über meinen „Unverstand", das Leben nicht recht gründlich auszunutzen. Hoffentlich erbarmt sich der Herr ihrer doch noch, damit sie Seine Herrlichkeit nicht nur bei Seiner Wiederkunft sehen, um dann ewig von Gott fort zu müssen, sondern Ihn auch besitzen für alle Ewigkeit.

Betet auch Ihr in diesem Sinne, meine Lieben, besonders jetzt zur Weihnachtszeit. Wir haben durch unseren hl. Glauben Gottes Herrlichkeit kennen gelernt. Nun bleibt uns noch, den Glauben in uns zu vollenden, damit wir den Herrn auch einstens wirklich in Seiner Herrlichkeit schauen. Ich bete, daß wir alle, die wir auf Erden schon in besonderer Liebe verbunden sind, diese schwache Liebe im Himmel vervollkommenen können. Wenn uns dieses zuteil wird, dann nur des großen Erbarmens Gottes willens. Deshalb müssen wir Gott um diese große Gnade bitten. Diese Bitte ist im Vaterunser in verschiedenen Formen enthalten: „Zu uns komme Dein Reich!" „Vergib uns unsere Schuld!" „Führe uns nicht in Versuchung!" „Erlöse uns von allem Übel!" Denkt daran, wenn Ihr das Vaterunser betet. Wenn ich manchmal zum Beten komme, auf einsamer Wache oder allein im Walde, dann biete ich Euch alle dem lieben Gott an.

Wenn der gute Paul bei Euch ist, dann grüßt ihn gleich herzlich von mir. Auf meinen Urlaub dürft Ihr gar nicht rechnen, solange ich in Rußland bin. Jetzt brauchen wir hier jeden Mann. Denn die Front ist gelichtet. Ich bin auch nicht verheiratet, so komme ich zuletzt dran. Fast alle hier sind verheiratet. Ich denke oft an Paul. Er ist im sonnigen Kreta. Und hier? Es schneit immer mehr zum alten Schnee. Inzwischen kamen wieder ein paar klare Tage, und dann ist es bitter kalt. Seit Anfang Dezember haben wir die Durchschnittstemperatur von 20 Grad Kälte. Manchmal mehr, manchmal weniger. Heute war ein herrlicher Tag — 28 Grad Kälte, der Wald voller Rauhreif. Eine Pracht! . . . .

Meine Lieben! Jetzt wünsche ich Euch von ganzem Herzen recht gnadenreiche Weihnachten. Es ist die Liebe, die uns Weihnachten gebracht. Liebe wird auch von uns Erlösten am Weihnachtstage ganz besonders erwartet. Christi Blut hat uns doch erlöst, deshalb sollten wir immer hoch über allem Kleinkram des täglichen Lebens stehen. Das ist alles nicht so wichtig, wichtig ist nur das Ewige. Und in Ewigkeit hinein reicht vor allem die Liebe. Deshalb versprechen wir uns heute eine starke, treue selbstlose Liebe. Keiner soll ungeduldig werden, wenn er sieht, daß der andere es nicht so schwer, daß er es besser hat. In Geduld sollen wir arbeiten für andere — nicht nur Eltern für die Kinder, sondern auch umgekehrt — ohne einen Lohn haben zu wollen, ganz im Stillen, ohne gesehen zu sein, auch wenn die anderen keine Anerkennung spenden, wenn sie keinen Blick dafür haben, daß sie womöglich helfen könnten.

Das Verborgene dulden für andere ist meiner Meinung nach das wertvollste Geschenk, das wir andern geben können. Deshalb bitte ich Euch: Ertraget einander in Geduld! Dadurch wird auch der Friede im Hause Euch bleiben. Und traget einander nichts nach! Nie dürft Ihr etwas Nachteiliges über andere sagen. Ihr wißt ja selbst, wie Ihr Euch einander Liebe entgegenbringen könnt. So brauche ich Euch nicht aufzählen die Anforderungen, die an jeden Christen gestellt werden. Vielmehr bete ich zu Gott, daß Er Euch allen Seine göttliche Liebe in reichlichsten Maßen schenken möge, damit in Euch sich verwirkliche, was wir am Tage der Menschwerdung Christi feiern. Fürs Neue Jahr wünsche ich Euch auch Gottes Gnade im reichsten Maße. Ich bitte Euch, wie Ich Euch vor einem Jahre bat: Haltet dem Herrn und Seiner heiligen Kirche die Treue! Herzlich grüßt und umarmt Euch alle — Euer Karl.

(Fortsetzung folgt)

1955 - St. Joseph's Jahr

von P. Georg J. Lavoie, O.M.I.

Was wir lieben, möchten wir auch gerne kennen. Und wer den heiligen Joseph wirklich liebt, wird auch gern recht viel über ihn wissen wollen. Nur wer St. Joseph kennt, ersieht die Größe und Herrlichkeit dieses stillen heiligen Nährvaters Christi.

In Kanada ist das Jahr 1955 St. Josephs-Jahr. Dieses St. Josephs-Jahr folgt dem Marien-Jahr, das wir vor kurzem beendet hatten. Sie gehören zusammen, die heilige Gottesmutter und ihr reiner Bräutigam, der heilige Joseph.

Das Marienjahr wurde aus Anlaß der Hundertjahrfeier der Dogmatisierung der Unbefleckten Empfängnis Mariens gefeiert. Im Jahre 1854 wurde der Glaubenssatz von der Unbefleckten Empfängnis der heiligen Gottesmagd von der Kirche feierlich erklärt. Immer schon glaubte die Christenheit an die Unbefleckte Empfängnis. Vor einhundert Jahren wurde dieses Glauben aber erst zum Dogma erklärt, das heißt zum Glaubenssatz, den jeder Katholik annehmen muß.

Wir sehen, daß es religiöse Dinge gibt, die erst mit der Zeit zum Glaubenssatz erhoben werden. Andererseits wissen wir aber auch, daß unser heiliger Glaube sich nie ändert. Daß er heute genau derselbe ist, wie er zu Zeiten der Urchristen gewesen war.

Wie kommt es nun, daß die Kirche uns neue Glaubenssätze gibt? Müssen wir mit jedem neuen Glaubenssatz an mehr himmlische Dinge glauben als die ersten Christen?

Wir wollen versuchen, einmal zu erklären, was „Dogmatisierung" oder die Erklärung eines neuen Glaubenssatzes eigentlich bedeutet.

Nehmen wir an, ein Vater kauft für 25¢ fünf Bleistifte. Sein kleiner, vierjähriger Bub Johannes lauscht seinem Vater zu, der zu Hause erzählt, die Bleistifte kosten 25¢. Kinder fragen immer viel. Und so frägt auch der kleine Johannes, wieviel denn ein Bleistift koste. Und der Vater, der genau weiß, daß er 25¢ für alle Bleistifte bezahlt hat, und auch, wieviel ein einzelner Bleistift kostet. sagt dem Buben: „Rechne es dir selber aus."

Und der kleine Johannes fängt an zu rechnen. Er nimmt 25 Eincentstücke und die fünf Bleistifte. Er legt drei Centstücke neben jeden Bleistift und sieht, daß er immer noch Geld übrig habe. Er beginnt das Geld weiter zu verteilen, neben jeden Bleistift die gleiche Zahl von Centstücken, bis er die ganze Summe verteilt hat und mit eigenen Augen sieht, daß jeder Bleistift 5¢ kostet.

Genau so ist es mit unseren Glaubenssätzen. Wir haben unsere Glaubenssätze schon seit der Zeit Jesu Christi. Erst nach langem Beten und Denken verstehen wir aber, was die einzelnen Glaubenssätze eigentlich sagen wollen.

Immer hat die Christenheit an die Gottesmutterschaft Mariens geglaubt. Immer hat sie Maria als „Jungfrau der Gnaden" verehrt. Doch, was heißt das so wirklich „voll der Gnade"? Es kam ein Tag, an dem sich jemand fragte: „War Maria immer voll der Gnade? Schon seit ihrer Geburt? Und auch schon bei ihrer Empfängnis?" Große und heilige Gottesdenker, die heiligen Bernhard, Bonaventura, Albert der Große und Thomas von Aquin, hatten sich diese Frage gestellt und lange darüber in der Heiligen Schrift geforscht. Diese großen Gottesdenker machten es genau so wie der kleine Johannes mit den Bleistiften. Der kleine Johannes verteilte seine Centstücke so lange, bis er bei jedem Bleistift dieselbe Zahl von Geldstücken liegen hatte. Und das dauerte lange. Die Gottesdenker überlegten, beteten, berieten sich und besprachen die Frage, ob die heilige Gottesmutter unbefleckt und voll der Gnaden empfangen sei, ihr ganzes Leben, ja jahrhunderte lang. Bis die Gottesgelehrten der Kirche überzeugt waren: „Es ist so. Gott hat uns wirklich offenbart die Unbefleckte Empfängnis der heiligen und allzeit reinen Jungfrau Maria." Und nachdem alle Beweise zusammen waren, erklärte die Kirche die Unbefleckte Empfängnis Mariens zum Glaubenssatz.

Wir sehen somit, daß der Heilige Geist die Kirche immer wieder zu neuen Erkenntnissen führt. Ob wir auch nicht noch einmal neue Dinge über den hl. Joseph hören werden? Beten wir, daß uns der Heilige Geist recht viel Kenntnis über den Schutzpatron unseres Landes Kanda gebe.

Wollten wir alle unter St. Joseph's Schutz und Schirm zunehmen an Weisheit und Wissen, wie der Knabe Jesu zunahm an diesen Dingen im Hause des hl. Joseph.

In jedes Menschen Gesichte,
steht seine Geschichte,
sein Hassen und Lieben
deutlich geschrieben;
sein innerstes Wesen,
es tritt hier ans Licht —
Doch nicht jeder kann's lesen,
verstehn jeder nicht.

Friedrich von Bodenstedt

Ein

Opfer des Beichtgeheimnisses

von Joseph Spillmann S. J.

Fortsetzung

Der Präsident fragte nun den Angeklagten, ob er die Richtigkeit des Protokolls anerkenne; derselbe antwortete: „Die Tatsachen, die es enthält — ja; die Erklärung derselben — nein."

Präsident: „Also Sie geben zu, daß der Herr Maire und dessen Begleiter Sie zu so später Stunde unruhig im Zimmer auf und ab gehen fanden? Wie erklären Sie das, da Sie doch angeblich sich unwohl fühlten?"

Angeklagter: „Ich hatte den ganzen Nachmittag im Bett zugebracht und mußte noch mein Brevier beten."

Präsident: „Die Herren behaupten übereinstimmend, den Eindruck gehabt zu haben, daß die Mitteilung vom Verschwinden der Ermordeten Sie nicht sonderlich in Verwunderung gesetzt habe, und schließen daraus, daß Sie von dem Schicksal Madame Blanchards bereits Kenntnis hatten. Was sagen Sie dazu?"

Angeklagter: „Wie wäre das möglich? Ist denn anzunehmen, daß der Täter mich davon in Kenntnis gesetzt hätte?"

Präsident: „Sie umgehen meine Frage: Wußten Sie um das Verbrechen oder nicht?"

Angeklagter: „Da nicht anzunehmen ist, daß der Täter mir Mitteilung machte, so hätte ich nur darum wissen können, wenn ich selbst der Täter wäre. Ich wiederhole aber die Beteuerung meiner Unschuld."

Staatsanwalt: „Ich mache die Geschworenen darauf aufmerksam, daß der Angeklagte es nicht wagt, in Abrede zu stellen, die Mitteilung des Maire habe ihn nicht sonderlich überrascht. Im Zusammenhang mit unsern andern Beweisen finden wir in diesem Umstande allerdings eine Bestätigung, daß er selbst den Mord beging."

Verteidiger: „Sollte denn der Umstand, daß sich in den Mienen meines Klienten keine Verwirrung zeigte, nicht umgekehrt ein Beweis seiner Unschuld sein? Wenn übrigens die Herren sich nicht täuschten, was so leicht der Fall sein kann, und wirklich die Kunde von dem Verschwinden der unglücklichen Dame ihn nicht sonderlich überraschte, so werde ich in der Lage sein, Ihnen zur rechten Zeit eine andere, sehr annehmbare Lösung dieser Schwierigkeit zu geben. Jetzt würde meine Erklärung zu weit führen."

Staatsanwalt: „Auf diese Erklärung bin ich sehr gespannt. Der fromme Herr Verteidiger glaubt vielleicht, die Seele der Ermordeten oder ein Engel vom Himmel sei dem Herrn Pfarrer erschienen!"

Man lachte auf der Galerie, und auch die Geschworenen schmunzelten sich zu. Die Bemerkung des Verteidigers, daß er diese Worte des Anklägers für nicht sehr taktvoll halte, fand wenig Nachhall im Saale. Man hatte allgemein den Eindruck, daß die Antwort des Angeklagten nicht völlig befriedige.

Der Präsident befragte nun den Angeklagten über sein Benehmen bei der Haussuchung. Hier waren die Antworten befriedigender. Auf die Frage aber nach dem „scheuen Blick", den der Maire, wie er ganz bestimmt behauptete, den Angeklagten auf die Türe der Kammer werfen sah, lautete die Antwort abermals ausweichend. Der Staatsanwalt sagte ironisch, das werde natürlich die Geisterscheinung erklären, und er wundere sich nur, daß der Herr Verteidiger die Gespenstergeschichte noch nicht zum besten gebe; wahrscheinlich habe er sie aber auf den Abend verschoben, weil sie dann eine kräftigere Wirkung erziele. Jetzt bat der Präsident doch den öffentlichen Ankläger, den furchtbaren Ernst der Verhandlungen nicht durch solche Bemerkungen zu stören. Dann fragte er weiter:

„Sie waren der erste, welcher sah, was unter dem Bahrtuche verborgen lag?"

Angeklagter: „Ich sah unter demselben die Füße der Ermordeten hervorragen."

Präsident: „Sie waren auch der erste, der gegen den Verdacht protestierte, der Täter zu sein, bevor man Sie der Tat beschuldigte?"

Angeklagter: „Der Maire hat mich so behandelt, als ob ich offenbar der Täter sei, wenn er es auch nicht in Worten aussprach."

Präsident: „Und wie erklären sie das blutbefleckte Kleid?"

Angeklagter: „Ich hatte, wie das Protokoll bezeugt, neben der Leiche gekniet. Als ich die Flecken bemerkte, wollte ich sie auswaschen."

Der Präsident bemerkte, daß die Sachkundigen allerdings erklärten, einige der Flecken rührten von geronnenem Blute her, bei andern aber sei das nicht so sicher. Der Staatsanwalt ließ das Kleid den Richtern und Geschworenen durch einen Gerichtsdiener zeigen. Der Verteidiger machte darauf aufmerksam, daß sich die Flecken nur vom Knie an abwärts vorfänden, was mit der Erklärung des Angeklagten vollständig übereinstimme. „Rührten die Blutspuren von dem Stiche her, den, wie die Anklage behauptet, die Hand meines Klienten geführt hätte, so müßten sie sich auf dem Ärmel und an der Brust der Soutane finden. Die Soutane, die man Ihnen gezeigt hat, ist geradezu ein Beweis der Unschuld des Angeklagten."

Diese Erklärung hatte viel für sich und übte einen günstigen Eindruck auch auf die Geschworenen, obschon der Staatsanwalt sie durch die Annahme zu entkräften versuchte, der Mörder habe das Opfer zu Boden geworfen und über dasselbe gebeugt den Stoß geführt. Aber der günstige Eindruck wurde sofort durch die jetzt folgenden Fragen verwischt, welche sich auf das Messer und die übrigen Gegenstände bezogen, die man mit Blut befleckt in der Küche Abbe Montmoulins gefunden hatte.

Das Messer wurde vorgezeigt. „Erkennen Sie dieses Messer als Ihr Eigentum an?" fragte der Präsident.

„Ja," lautete die Antwort des Angeklagten.

„Das Messer paßt genau zur Todeswunde der Ermordeten. Es ist überdies mit Blut befleckt, welches die Untersuchung der Sachverständigen als menschliches Blut erklärte. Die Tat ist offenbar mit diesem Messer begangen worden. Was sagen Sie dazu?"

Angeklagter: „Ich weiß keine andere Erklärung, als daß der unselige Mörder sich meines Messers bediente und dasselbe nachher in meiner Küche hinlegte, um den Verdacht der Tat auf mich zu lenken."

Präsident: „Denken Sie dabei an eine bestimmte Persönlichkeit?"

Angeklagter: „Persönliche Feinde glaube ich nicht zu haben."

Präsident: „Es ist merkwürdig, wie Sie meine Fragen zu umgehen suchen! Ich habe Sie nicht gefragt, ob Sie persönliche Feinde haben, sondern ob Sie Verdacht auf eine bestimmte Persönlichkeit haben?"

Angeklagter: „Ohne zwingende Beweise darf ich niemand einer solchen Tat verdächtigen."

Präsident: „Angenommen, der Täter habe wirklich den Verdacht auf Sie lenken wollen: wäre es da nicht genug gewesen, sich Ihres Messers zu bedienen und dasselbe bei der Ermordeten zu lassen? Wozu dasselbe mit dem Korbe und dem Tuche auf die Gefahr hin, unterwegs entdeckt zu werden, in die Küche hinaufzuschleppen und es dort zu verstecken?"

Angeklagter: „Der Verdacht mußte so doch gegen mich verstärkt werden."

Verteidiger: „Ich bitte die Geschworenen zu bedenken, daß mein Klient doch den mit Blut bespritzten Korb nicht so offen auf seinen Herd gestellt und das fatale Messer wohl etwas besser verborgen hätte."

Staatsanwalt: „Jawohl, wäre derselbe nicht nach verübter Tat verwirrt gewesen. Vielleicht tat er es aber auch absichtlich, um sagen zu können: So plump hätte ich es doch nicht gemacht; das hat ein anderer so hingelegt. Wir werden jedoch sofort beweisen, daß gar kein anderer in Frage kommen kann."

Verteidiger: „Diesem Beweise sehen wir mit Ruhe entgegen."

Präsident: „Angeklagter, wie erklären Sie, daß sich dieser Leuchter, auf dessen Fuß Ihr Name eingraviert ist, unter der Leiche der Ermordeten fand?"

Angeklagter: „Ich bediente mich dieses Leuchters am Altare bei der Frühmesse. Am Morgen des unglückseligen Tages war er verschwunden. Wie er unter die Leiche kam, ist mir ein Rätsel."

Atemlos hatten die Zuhörer den Fragen und Antworten gelauscht. Jetzt, da der Präsident das Verhör für beendet erklärte und die Zeugen den Saal verlassen mußten, um nachher einzeln vorgerufen zu werden, tauschten die Zuhörer auf der Galerie in halblaut geflüsterten Worten ihre Eindrücke aus. „Es steht schlimm mit dem Abbe", sagte der Mann dicht hinter Madame Le Noir.

„Ja, ja, das Messer hätte er besser verbergen müssen", sagte ein anderer.

„O, das Messer beweist nicht so viel als der Leuchter", meinte ein dritter. „Für das Messer hatte er eine ganz plausible Ausrede; aber den Leuchter wußte er mit keiner Silbe zu verantworten."

„Schweigt doch!" sagte Frau Le Noir. „Wie kann ein Christ auch nur denken, daß der Herr Abbe, der so fromm und gottergeben aussieht, etwas so Schreckliches getan habe?"

„Ihr habt nicht so unrecht. Seine Miene und seine ruhigen Antworten haben mich für ihn eingenommen, und ich glaube nicht, daß es so schlimm um ihn steht“, bemerkte ein anderer Nachbar.

„Es kommt alles darauf an, ob dem Herrn Meunier der Nachweis gelingt, daß ein anderer das Messer in die Küche gelegt hat oder doch gelegt haben könnte“, sagte mit sehr weiser Miene ein alter Rentier, der seit Jahren alle Gerichtsverhandlungen besuchte, und bot Frau Le Noir eine Prise an. „Ihr scheint Euch für diesen Abbe zu interessieren, gute Frau? Ich interessiere mich nur für die Verhandlung und verstehe jetzt vom Gericht so viel, daß ich z. B. den heutigen Prozeß gerade so gut wie der Herr Präsident leiten könnte. — Nun, bis jetzt kann man über den mutmaßlichen Ausgang nicht viel sagen. Freisprechung — lebenslängliche Deportation — Guillotine — alles ist möglich. Wir werden es ja sehen!“

„Achtung! Das Zeugenverhör beginnt.“

Achtzehntes Kapitel

Das Zeugenverhör

Die ersten Zeugen wurden ohne sonderliche Teilnahme angehört. Es waren der Maire, der Gemeindeschreiber, der Notar und die übrigen Herren von Ste-Victoire, welche bei ihren Aussagen verblieben, wie sie das Protokoll enthielt. Der Verteidiger fragte am Schlusse der Aussagen jeden Einzelnen nach dem Leumunde des Angeklagten in seiner Gemeinde. Alle mußten zugeben, daß ihnen nie etwas Nachteiliges über den Pfarrer bekannt geworden sei; nur Herr Carillon, der Wirt zur Goldenen Rose, erklärte mit Pathos: „Ich habe ihn immer für einen Heuchler gehalten!“ Auf die Frage des Verteidigers, wie er zu dieser Überzeugung gekommen sei, rief der alte Schauspieler mit dröhnender Stimme: „Weil er ein Pfaffe ist!“ — wofür ihm der Präsident einen Verweis gab.

Interessant wurde das Zeugenverhör erst, als die alte Magd Susanne vorgerufen wurde. Schon ihre Erscheinung wirkte unwillkürlich erheiternd. Sie trug ihr uraltes, großblumiges Kattunkleid, das sie neu gewaschen und gestärkt hatte. Dazu paßte das bunte Umschlagtuch eines jungen Mädchens nicht übel — wäre Susanne nur 50 Jahre jünger gewesen. Wenn man aber ihr runzeliges Gesicht erblickte, das aus einem alten, verborgenen Strohhute hervorschaute, welchen ein großer Busch zerknitterter Papierblumen verzierte, so konnte sich auch der ernsteste Richter kaum der Heiterkeit erwehren. Selbst um den Mund des Angeklagten spielte für einen Augenblick ein trauriges Lächeln.

„Die gute alte Seele!“ sagte er zu sich. „Sie hat sich offenbar mir zu Ehren so aufgeputzt.“

Die Zeugin machte zuerst vor ihrem guten Abbe Montmoulin und dann vor dem Präsidenten ihren Knicks. Nachdem sie geschworen hatte, nur die Wahrheit und die ganze Wahrheit zu sagen, stellte sie auf Befragen des Staatsanwalts fest: 1. Das ihr vorgezeigte Messer habe sie schon morgens 7 Uhr, also drei Stunden vor der Tat, vermißt; 2. der Pfarrer habe sie vor 10 Uhr fortgeschickt mit der Weisung, erst am darauffolgenden Morgen wiederzukommen; 3. sie sei Madame Blanchard am Eingange des Klosters begegnet.

Auf das Befragen des Präsidenten, ob nicht noch ein anderes, ähnliches Messer vorhanden gewesen sei, antwortete sie: „Nein, wir hatten nur ein solches.“ Auf die weitere Frage, ob es ihr nicht sonderbar vorgekommen sei, daß der Herr Abbe sie mit der Weisung fortgeschickt habe, erst am folgenden Morgen wiederzukommen, lautete ihre Antwort: „Ich habe ihn dafür gescholten, weil er unwohl war. Aber er hatte so seine eigenen Wege und machte sich auch sonst oft das Abendessen selbst zurecht, namentlich in der Fastenzeit, die er sehr streng hielt.“ — Ob also niemand anders im Kloster gewesen sei als der Herr Pfarrer, da Madame Blanchard dasselbe betreten habe? Sie möge sich die Antwort auf diese Frage wohl überlegen. Alles lauschte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit; es war so still im Saale, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören müssen.

Die alte Susanne antwortete: „Ich habe mir die Antwort die ganze Zeit her, seit man unsern lieben Herrn Pfarrer gefangen nahm, wohl überlegt: der Küster muß irgendwo im Kloster gewesen sein!“

Ein Gemurmel der Überraschung lief durch den Saal. Der Präsident gebot Ruhe und fragte: „Wieso? Haben Sie ihn gesehen? — Ich erinnere Sie an Ihren Eid!“

Susanne: „Gesehen habe ich ihn nicht. Aber er muß doch dagewesen sein. Kein anderer konnte den Mord begehen als der Lump.“

Staatsanwalt: „Ich werde sofort beweisen, daß der Küster zur angegebenen Zeit nicht in Ste-Victoire sein konnte. Es handelt sich also nur um einen bloßen Verdacht dieser guten Person.“

Susanne: „O, der Teufel wird ihn schon her gebracht haben!“

Präsident: „Sie glauben doch nicht —“

Susanne: „Freilich glaube ich! Wenn er sich nicht scheute, unsern lieben Heiland durch die Lüfte aus der Wüste nach Jerusalem zu tragen und ihn auf die Zinne des Tempels zu stellen, wie im Evangelium erzählt wird, so hat er sich noch viel weniger

daraus gemacht, diesen Lump von Küster, der seine Ostern Gott weiß wie lang nicht gehalten hat, zur rechten Zeit in unser Kloster zu bringen, daß er die vortreffliche Madame Blanchard ermorde und beraube und unsern guten Pfarrer in eine solche himmelschreiende Lage bringe. Ich weiß noch eine andere Geschichte, die mir meine Tante selig, eine gar fromme Person, erzählt hat: da hat der Teufel einen Advokaten in einer halben Stunde von Paris nach dem Galgenberg bei Marseille gebracht — soll ich Ihnen die Geschichte erzählen, Herr Präsident?"

Schallendes Gelächter erfüllte den Saal. Der Präsident entließ die Zeugin mit dem Bemerken, es sei eine Schande, daß sich unter der Landbevölkerung noch soviel Aberglaube finde, was ihm die alte Susanne so übel nahm, daß sie ihm beim Fortgehen keinen Knicks machte.

Als die Ruhe wieder hergestellt war, erklärte der Staatsanwalt, er werde nun durch Zeugen das Alibi des Küsters beweisen, dessen augenblicklicher Aufenthalt den Behörden trotz aller Nachforschung leider unbekannt sei. Man habe in der Tat auch von anderer Seite den Verdacht auf diesen durchaus ehrenwerten und um das Vaterland verdienten Mann lenken wollen; die Nachforschungen hätten aber die gänzliche Unmöglichkeit ergeben, daß derselbe am Morgen des 20. Februar in St-Victoire hätte sein können — natürlich abgesehen von der hochmystischen Annahme, daß überirdische oder infernale Kräfte den Küster nach St-Victoire gebracht hätten. Ob vielleicht sein gelehrter Kollege diese Annahme zu der seinigen mache? In diesem Falle wären freilich alle Zeugen nutzlos.

Der Verteidiger erklärte, er hoffe auch ohne diese mystische Erklärung fertig zu werden, und so begann das Zeugenverhör mit der Aussage Herrn Carillons von der Goldenen Rose, daß Loser ihm vor vielen Zeugen am Vorabende des Mordes den Schlüssel seiner Wohnung übergeben habe, weil er Geschäfte halber nach Marseille müsse.

Sofort stellte der Verteidiger die Frage, was das für Geschäfte gewesen seien.

„Es handelte sich um eine große Erbschaft, welche Loser seitens einer reichen Tante in Lothringen gemacht hatte. Er nannte die Summe von 40,000 – 50,000 Francs und sagte, er müsse sich in Marseille an einen Rechtsanwalt wenden, um dieselbe von den Preußen herauszubekommen."

Verteidiger: „War der Staatsanwaltschaft dieser Umstand bekannt und wußte sie, daß an der ganzen Erbschaftsgeschichte kein wahres Wort sei, wie ich durch Zeugen und amtliche Dokumente nachweisen kann?"

Staatsanwalt: „Loser hat sich allerdings einer Aufschneiderei schuldig gemacht; ja ich gebe der Verteidigung zu, daß dieser Umstand zu dessen Ungunsten redet. Wenn nicht ganz sichere Zeugnisse sein Alibi bewiesen, würde er sich auch in meinen Augen verdächtig gemacht haben; so aber bin ich der Überzeugung, daß er sich in der Goldenen Rose nur einer harmlosen Prahlerei schuldig machte."

Verteidiger: „Eine solche Lüge eine harmlose Prahlerei! Und doch scheint es mir auf der Hand zu liegen, daß der Küster durch die vorgebliche reiche Erbschaft den Verdacht von sich ablenken wollte, den der Besitz des plötzlichen Reichtums hervorrufen mußte, welchen er als Lohn des geplanten Verbrechens hoffte. Ich bitte die Geschworenen, bei dem Alibi-Beweise, den der öffentliche Ankläger nun zu erbringen versuchen wird, wohl darauf zu achten, wie auffällig Loser seine vorgebliche Abreise nach Marseille machte. Das zusammen mit der frechen Lüge von der Erbschaft wird Ihnen den wahren Charakter dieses Menschen enthüllen, den der Herr Staatsanwalt zu meinem Erstaunen ,einen durchaus ehrenwerten Mann' genannt hat."

Staatsanwalt: „Wir werden unwiderleglich beweisen, daß Loser am Morgen des 20. Februar nicht in Ste-Victoire sein konnte, und damit sind alle diese Einwände hinfällig."

Herr Le Noir wurde nun aufgerufen. Zum großen Ärger seiner Ehehälfte rechnete er es sich zur Ehre an, „diesen edlen Vaterlandsverteidiger" am genannten Abende nach dem Bahnhof gefahren zu haben; er bestätigte ferner, daß derselbe am Schalter ein Billet nach Marseille verlangte. Der Billeteur erinnerte sich ebenfalls an den Mann mit der großen Narbe und erkannte denselben nach der vorgelegten Photographie. Dasselbe taten der Kellner am Buffet, der Portier und noch zwei Angestellte. Sie erklärten übereinstimmend, den Mann mit der großen Narbe an jenem Abende unmittelbar vor dem Abgange des Schnellzuges nach Marseille auf dem Perron gesehen zu haben. Herr Meunier fragte die Zeugen, ob sie nicht den Eindruck gehabt hätten, daß der Mann mit der Narbe sich absichtlich auffällig benommen habe. Der Billeteur und der Kellner bejahten das; die übrigen hatten nur den Eindruck, es habe dem Manne viel daran gelegen, ja den Zug nicht zu verfehlen.

Jetzt wurde einer der Schaffner aufgerufen, die den betreffenden Zug nach Marseille begleitet hatten. Derselbe behauptete, er habe den Mann mit der großen Narbe nicht nur gesehen, sondern ihm auch das Billet coupiert und ihn in ein freilich überfülltes Coupe geschoben. Herr Meunier nahm den Schaffner scharf ins Kreuzfeuer. Ob er in der

vorgelegten Photographie den fraglichen Mann erkenne? — Ja; derselbe sei auch leicht kenntlich. — Er solle ihm die Narbe genau beschreiben. — So genau könne er das nicht; aber er könne schwören, daß es derselbe Mann sei. — Ob er schwören könne, daß derselbe mitgefahren? — Ja, er habe ihm das Billet coupiert und ihn in ein Coupe geschoben, als der Zug schon fast im Gehen gewesen sei. — Ob er jemand von den Mitreisenden gekannt habe, welche sich in diesem Coupe befanden? — Nein. — Ob er später auf der Fahrt den Mann mit der Narbe noch gesehen? — Er sei nicht mehr zu diesem Coupe zurückgekommen, der Zug sei überfüllt gewesen. Er glaube aber beim Aussteigen in Marseille denselben noch einmal gesehen zu haben; doch könne er das nicht beschwören, da derselbe ziemlich weit entfernt war und ihm den Rücken kehrte.

Der Präsident fragte nochmals: „Daß also der Mann mit der Narbe in den Zug eingestiegen und abgefahren ist, das beschwören Sie?"

„Ja", lautete die Antwort, „eingestiegen ist er, und er muß abgefahren sein."

„Nun, Sie sind über den letzten Punkt doch nicht ganz so sicher", rief der Verteidiger.

„Freilich bin ich dessen sicher", entgegnete ärgerlich der Beamte. „Meinen Sie denn, man könne in Gegenwart eines Schaffners den Zug verlassen, ohne daß er es merke?"

„O, das halte ich doch nicht für so unmöglich. Ich möchte den Herrn Präsidenten bitten, die anwesenden Bahnbeamten zu fragen, ob sie das in der Tat für unmöglich halten."

Der Präsident tat es, und das Urteil lautete zur Befriedigung des Staatsanwalts: absolut möglich sei es, aber höchst unwahrscheinlich, indem ja noch eine Reihe anderer Beamten den Zug und den erleuchteten Perron beobachte. Zudem bezeugte der Stationsvorsteher, er erinnere sich genau des betreffenden Abends, und es sei nach Abgang des Zuges kein Reisender auf dem Perron zurückgeblieben.

„Dennoch scheint mir dieser äußerst wichtige Punkt nicht genügend aufgeklärt", fuhr der Verteidiger fort. „Ich wundere mich, daß der Herr Staatsanwalt nicht auch bei den Bahnbeamten in Marseille Nachforschungen anstellte. Ich habe es getan, und es gelang mir, den Angestellten zu ermitteln, der am Ausgange des Bahnhofes die Billets einsammelte; er sagte mir, er habe in jener Nacht keinen Mann mit einer solchen Narbe gesehen."

„Ja, er sagte mir dasselbe", fügte der Staatsanwalt bei, „aber er bemerkte dazu, er habe nicht Zeit, die Physiognomien der Reisenden zu studieren, sondern müsse sich darauf beschränken, auf die Gültigkeit der Billets zu achten, und so sei es sehr leicht erklärlich, daß er den Mann mit der Narbe übersehen. Kurz, das Alibi des Küsters scheint mir sonnenklar bewiesen, wenn der Herr Verteidiger nicht an ein Wunder appellieren will, das denselben aus dem fahrenden Zuge entrückte."

Es war dem Verteidiger nur sehr unvollkommen geglückt, diesen wichtigen Punkt der Anklage zu erschüttern. Er suchte nun darzutun, daß der Küster mit dem nächsten Morgenzuge noch rechtzeitig habe zurückkehren können. Aber dieser Nachweis mißlang völlig. Niemand, weder auf der Bahn noch in Aix oder auf dem Wege nach Ste-Victoire, hatte den Mann mit der Narbe gesehen. Und wenn derselbe auch vor 10 Uhr in Ste-Victoire hätte eintreffen können, so genügte das nicht: er mußte ja vor 7 Uhr morgens schon da sein und das Mordmesser aus der Küche weggenommen haben, wenn er wirklich der Täter war. Um aber Ste-Victoire von Marseille aus vor 7 Uhr in der Frühe erreichen zu können, wäre ein Extrazug nötig gewesen, wenn man nicht allenfalls die von der alten Susanne erwähnte Luftfahrt vorziehe, — bemerkte der Staatsanwalt.

Der Verteidiger gab sich noch nicht gefangen. Er kam auf den früheren Punkt zurück und behauptete, so müsse es dem Küster dennoch gelungen sein, den Zug im letzten Augenblick zu verlassen und zwischen den Wagenreihen zu entkommen. Er sei in der Lage, eine Zeugin vorzuführen, welche den Küster am Morgen nach der Tat von Ste-Victoire kommend gesehen habe; derselbe müsse also zur Zeit der Tat dort gewesen sein. Er habe vorgehabt, diese Zeugin erst später vorzuführen, möchte aber den Präsidenten bitten, sie außerhalb der Reihe jetzt schon zu vernehmen. Der Staatsanwalt hatte nichts dagegen einzuwenden, vorausgesetzt, daß ihm das Recht zugestanden werde, eventuell seine Gegenzeugen ebenfalls außerhalb der Reihe vorführen zu können. Das wurde ihm natürlich zugestanden, und die Kellnerin von Croy Rouge betrat den Saal.

Als der Staatsanwalt am Samstagmorgen den Namen Nanette Joly auf der Liste der Schutzzeugen fand und hörte, daß Herr Meunier nach Croy Rouge gefahren sei, hielt er es der Mühe wert, am Nachmittag ebenfalls dahin zu fahren, um auszuforschen, was denn diese unbekannte Zeugin bedeute. Was er dort hörte, würde vielleicht im stande gewesen sein, der ganzen Untersuchung eine andere Richtung zu geben, wenn er es zu Anfang erfahren hätte. Aber jetzt, am Vorabende der Verhandlung, hatte er sich zu sehr in seine Ansicht über die Schuld des Geistlichen verbissen, als daß er auch nur sich selbst hätte eingestehen mögen, er habe vielleicht

doch geirrt und sei auf falscher Fährte. Dem Zeugnisse der Kellnerin mußte also die Spitze abgebrochen werden. Er hielt etwas Umfrage über den Leumund der Zeugin und fuhr ziemlich befriedigend nach Aix zurück.

Nanette Joly trat mit dem neuen Shawl geschmückt vor die Richter, nach rechts und links knicksend, freundlich lächelnd und ohne eine Ahnung von dem Bösen, das der Staatsanwalt, welcher am Samstagabend so herablassend mit ihr geredet hatte, wider sie im Schilde führte. Nachdem sie ihren Namen, Stand, Alter — letzteres etwas leise — genannt hatte, sollte sie den Zeugeneid ablegen. Da erhob sich der Staatsanwalt und erklärte, er habe einige Bedenken dagegen. Zunächst fragte er, wie sie zu dem schönen Shawl komme, der ihr so vortrefflich stehe? — Sie erschrak ein wenig, faßte sich aber rasch und sagte schnippisch, sie habe ihn nicht gestohlen; was ihn das angehe? „Das will ich Ihnen gleich sagen", lautete die Antwort. „Sie haben ihn von einer gewissen Madame Le Noir gegen das Versprechen erhalten, hier zu Gunsten des Abbe Montmoulin zeugen zu wollen. Können Sie das leugnen?"

(Fortsetzung folgt)

Bücherbesprechungen

NZN BUCHVERLAG ZUERICH, Schweiz

Leonhard von Matt-Nello Vian: Pius X.
144 Seiten Bilder und 96 Seiten Text, in Leinen gebunden **$5.50**

Hier ist das ideale Buch für die gehetzten Menschen einer ruhelosen Zeit: wenig Text und zahlreiche selbstsprechende Bilder, ergänzt durch Fotografien, die zu Lebzeiten Pius X aufgenommen wurden. Um das Werk, das bereits in sechs Weltsprachen erschien, richtig zu würdigen, muss man von der allgemein bekannten Tatsache ausgehen, dass die Leute unserer Tage bildfreudiger als textfreudiger sind. Wer diese Bildbiographie richtig auf sich einwirken lässt, der empfängt eine neue Sicht über den Heiligen, dessen Leben hier in 29 kurzen Texten, die ebenso viele Bildkapitel einleiten, von Nello Vian geschildert wird: von der Geburt bis zur Heiligsprechung zieht der grosse Prophet und Heilige, der von Gott gesandte Warner des 20. Jahrhunderts, an unseren Augen vorüber. Was das Buch so interessant macht ist, dass es uns Papst Pius X als einfachen, schlichten und heiligen Mann aus dem Volke schildert, der nichts anderes war als ein Priester mit einem glühenden Herzen und dem die Not um seine Schäflein buchstäblich beim Ausbruch des ersten Weltkrieges das Herz brach.

Dieses Buch können wir allen Lesern nur bestens empfehlen.

Pustet Verlag
Regensburg, (Donau)
Germany

Leo von Rudloff, Kleine Laiendogmatik
11. Auflage, 216 Seiten, Taschenbuchausgabe katoniert **DM 2.20**

Am besten hat den religiösen und theologischen Anliegen des Laien die "Kleine Laiendogmatik geantwortet. Sie setzt bei ihren Lesern nichts voraus als die schlichte Gläubigkeit und das offene Herz, das durch frommes Denken und Vertiefen zur Fülle des Glaubens vordringen will.

In einer Zeit, wo Schlagworte eine religiöse Unklarheit stiften, ist dieses Buch ein sicherer Wegweiser. Rudloff führt in verständlicher Sprache in die tiefe Welt der Dogmatik ein und vermittelt die rechte katholische Schau und Glaubensüberzeugung, die heute so notwendig ist.

Das Büchlein zu lesen, ist eine reine Freude; denn es ist nicht Abklatsch grösserer Kompendien, sondern ein in sich geschlossenes kleines Meisterwerk, das schlicht und einfach aus einer wirklich modernen Theologie heraus enstanden ist.

Richard Gräf, Ja Vater. Alltag in Gott.
37. Auflage, 240 Seiten, Taschenbuchausgabe kartoniert **DM 2.20**

Wer wüsste nicht, wie schwer es ist, zu allem Leidvollen im Leben ein herzhaftes "Ja, Vater" zu spreshen. Gräf überzeugt uns nicht nur, dass dieses "Ja, Vater" gesprochen werden muss, sondern führt die Seele unvermerkt zu stiller Ergebung in Gottes Willen. Er zeigt dem Christen von heute einen einfachen und für jeden gangbaren Weg. Das Buch strahlt eine solche Ruhe und Sicherheit aus, dass auch der Aengstliche zu einem gesunden, starken und frohen innerlichen Leben kommen muss; denn hier wird das Religiöse von allem Unwesentlichen, Hemmenden und Beengenden befreit, so dass nur noch stummer und demütiger Jubel über die Grösse der Barmherzigkeit Gottes, stilles Staunen und liebendes Vertrauen in der Seele Raum haben.

Deutsch Amerikanische Handelsges. m.b.H. Köln, (a. Rhein) Germany
"KANADA - LAND DES WACHSTUMS."

Hier entstand ein Buch über Kanada aus deutscher Sicht, denn in Deutschland hat man nach dem Krieg immer mehr eingesehen, dass das Land der Zukunft Kanada sei und ungeheure Chancen bietet. Der Autor des Buches, Dr. Herbert Gross, der dasselbe im Auftrag der obengenannten Gesellschaft schrieb, hatte genügend Gelegenheit als langjähriger Korrespondent das Land kennen zu lernen. Er hat seine Kenntnis mit einzigartiger Sorgfalt zu einem Buch verarbeitet, das sowohl für die Praxis als auch für die wissenschaftliche Bearbeitung eine Fülle von Tatsachen und Unterlagen bietet.

FATIMA STUDENT BURSE

„Sende ein kleines Opfer für die Erziehung armer Jünglinge zum Priestertum, um am Ostertage, Maria, der Mutter der Priester, meinen kleinen Dank zu schenken für alles, was sie unter dem Kreuze auch für mich gelitten", schreibt eine fromme Seele. Gibt es wohl etwas Schöneres als so zu denken und zu danken? Fürwahr, Maria, die Mutter des Auferstandenen, wird sich dieses Geschenk merken! Segnen wird sie es, und hundertfach wiedervergelten. Gut ist die Seele, die hier dankt. Tausendmal besser, tausendmal größer, freudiger und schenkender ist jedoch Maria, die Jungfrau voll der Gnade und Liebe. Aus ihren Reichtümern wird sie belohnen — und Mariens Reichtümer sind unermeßbar. Genau so wie ihre Liebe zu Gott und uns Menschen keine Grenzen kennt.

Bisher eingenommen:	$5.236.50
Mrs. J. Berting, St. Gregor, Sask.	2.00
Mrs. Barbara Schell, Reward, Sask.	10.00
Mrs. Frank Miller, Regina, Sask.	1.00
C. Timmermann, St. Gregor, Sask.	4.00
Ein Leser, Macklin, Sask.	3.00
Mrs. Frank Belock, Middle Lake, Sask.	1.00
Mrs. Marg. Meier, Salvador, Sask.	5.00
Mathew Suchan, Burr, Sask.	3.00
Mrs. Gertrud Geiss, Qu'Appelle, Sask.	2.00
Martin Mann, Viscount, Sask.	3.00
W. Eiswirth, Goodsoil, Sask.	15.00
Mrs. J. Wimmer, Winnipeg, Man.	1.00
Henry, Hinderks, Maniton Beach, Sask.	5.00
Anton Rink, Kendal, Sask.	1.00
Eliz. Brückmann, Kitchener, Ont.	1.00
Mrs. J. J. Regina, Sask.	5.00
	150.00
	$5,448.50

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.